Die
Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

42. Jahrg. Scottdale, Pa., 29. Oktober 1919. No. 44.

Der Mensch denkt

Über Gott lenkt

Der Heimat zu.

Der Pilger eilt der Heimat zu,
Hin zu dem Paradies der Freuden!
Hin zu dem Ort der sel'gen Ruh',
Zum gläsern Meer der Seligkeiten.
Hin zu dem Vaterhaus, zum Tron,
Wo Jesus reicht den Gnadenlohn:
Den von ihm treu erfund'nen Knechten,
Den Ueberwindern, den Gerechten.

Zwar leb' ich noch in dieser Welt.
Und plag' mich mit dem Leib der Sünden;
Der Seelenfeind mir Netze stellt,
Er möchte mich wohl gar verschlingen;
Ich fühl den alten Menschen wohl,
Und kann nicht, wie ich will und soll:
Nur lauter gute Früchte tragen;
Doch darf und will ich nicht verzagen.

Auf! Auf! Mein Geist, ermuntre dich,
Trotz aller deiner schweren Leiden;
Trau Jesu Gnade ewiglich;
Er führet dich zu ew'gen Freuden.
Bald, ehe du dich wirst versehn,
Wirst du verkläret vor ihm stehn,
Kein Fremdling mehr, — erlöst vom Bösen
Wirst in der Heimat du genesen.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen,
daß das Brod des Menschen Herz stärke.

MENNONITISCHE
Rundschau
Published by the
Mennonite Publication Board
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Published every Wednesday.

Subscription price $1.00 per year in advance.

All correspondence and business matter should be addressed:

C. B. Wiens, Editor.
MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

29. Oktober 1919.

Nicht vergebens.

Was uns auch Gott der Herr vom Himmel sendet,
Nie kehrt es wieder leer zu ihm zurück.
In allem liegt ein Segen, was er spendet,
Ein stillverborg'nes, unsichtbares Glück.
Im Schnee, im Regen und in jedem Worte,
Das je und je aus seinem Munde geht,
Nichts kehret leer zurück zur Himmelspforte,
Mit tausend Aehren alles aufersteht.

Das Samenkorn im Bodetn sie ernähren,
Sie werden ihm zu einem Wundertrank,
Aus seinen Hülsen wachsen reiche Aehren,
Gefüllt mit Körnern, Halme hoch und schlank,
Die uns zum Brot den Stoff, den kräft'gen geben;
Ist's nicht ein Wunder, wie dem Ackerland,
Dem schwarzen, unscheinbaren, sie entschweben
Sich golden färben in dem Sonnenbrand?
Scheint's auch, als geh' das Wort vom Kreuz verloren
Es richtet aus, wozu es ist gesandt.
Wie Tau aus Morgenröte wird geboren
Durch seine Kraft ein Volk, das unverwandt
Am Gottesreiche baut, dem unsichtbaren,
Das Wort vom Kreuz durch alle Lande trägt
Durch Kampf und Streit, nicht achtend der Gefahren,
Bis auch im fernsten Land es Wurzel schlägt.

Es gleicht den Sternlein, die herniedergleiten,
So still und lautlos, feierlich und sacht,
Rings auf die Fluren einen Teppich breiten,
Dieweil die Menschen ruhn in stiller Nacht.
Bald ist's auch an den fernsten Ort gedrungen,
Den zarten, lichten, weißen Flocken gleich,
Bald hat es überall den Sieg errungen,
Bald ist erhört: „Es komme, Herr, dein Reich!"

Das Gebetsleben des Herrn Jesus.
Ev. Mark. 1, 35—39.

In der Unterweisung, die der Herr seinen Jüngern zuteil werden ließ, nahm die Anleitung und Aufmunterung zum rechten Beten eine wichtige Stelle ein. Was er ihnen schon in der Bergpredigt (Matth. 6, 5—9; 7, 7—11) ans Herz legte, fand seine Fortsetzung in mancherlei Gleichnissen (Matth. 18, 19ff; Luk. 11, 5ff; 18, 1—14) und seinen krönenden Abschluß in den Abschiedsreden (Joh. 16.) Er hat aber auch selbst viel gebetet. Und das hat er nicht bloß getan bei außerordentlichen oder besonderen Anlässen wie bei seiner Taufe im Jordan, vor der Wahl der Zwölfe, nach der Abrechnung mit seinem galiläischen Arbeitsfeld, bei der Speisung der 5000 und an Lazarus' Grab, in Gethsemane und am Kreuz; nein, die Uebung des Gebets war bei ihm eine regelmäßige Gewohnheit. Er führte ein Gebetsleben. Und in dieses Gebetsleben Jesu läßt uns die obige Stelle einen lehrreichen Blick tun.

Es möchte einer fragen: Hatte denn Jesus das Beten eigentlich nötig? Darauf ist zu sagen: Ei freilich. Schon wegen seiner menschlichen Schwachheit. Das sehen wir besonders deutlich im Garten Gethsemane. Eine Zeitlang konnte der Herr meinen, vielleicht gebe es doch noch einen anderen Weg zur Erlösung der Sünderwelt als den schweren, dornenvollen über Golgatha, und er mußte sich die frühere klare Einsicht in des Vaters Ratschluß erst durchs Gebet wieder erkämpfen, und nicht nur die Klarheit, sondern auch die Kraft, seinen menschlichen Willen dem göttlichen zu unterwerfen. Auch dort in der Wüste, wo ihm das Volk die israelitische Königskrone anbieten wollte, mußte er seine Zuflucht zum Gebet nehmen, um sich der satanischen Versuchung gegenüber in der Uebereinstimmung mit dem Willen seines Vaters zu erhalten. Wie wollte er überhaupt der hohen Aufgabe gerecht werden, die ihm gestellt war, wenn er nicht immer wieder durch Gottes Wort und Gebet die Schärfung seines Blickes und die Stärkung seines Willens suchte und fand? Aber der Gebetsumgang mit Gott war ihm nicht nur Bedürfnis als dem Menschensohn, sondern auch als dem Eingeborenen vom Vater. Was schon der Zwölfjährige ausgesprochen: Muß ich nicht sein in dem, was meines Vaters ist? das war der beständige Sinn auch des Mannes. Er mußte mit dem Vater im Himmel beständig Fühlung haben (Joh. 5, 19. 20), sonst war es ihm nicht wohl, und die suchte und fand er allezeit im Gebet. — Und so müssen sich auch Kinder Gottes immerdar in Verbindung mit ihrem himmlischen Vater erhalten durch Gebet. Es ist ihnen das nicht eine kahle Pflicht, sondern ein Herzensbedürfnis. Sie warten daher auch nicht auf besondere Nöte, bis sie ihr Herz vor dem Vater ausschütten, sondern es ist ihnen ein köstlich Ding, täglich sein Angesicht zu suchen. Ein schlechter Sohn, der Monate lang nichts von sich hören läßt, und erst dann, wenn er Geld braucht, setzt er sich hin und schreibt seinem Vater einen kläglichen Brief! Daß freilich auch unsere vielen Bedürfnisse uns zum Bitten, Suchen und Anklopfen treiben, daß im Leben auf Erden mit seinen vielfachen Aufgaben und Seelengefahren, mit seinen mancherlei Nöten, Demütigungen, Leiden und Sorgen genug Stoff und Antrieb zum Gebet vorhanden ist, ist selbstverständlich.

Der Herr Jesus nahm sich Zeit zum Beten und sucht die Stille auf. Er war damals im Haus des Petrus zu Kapernaum, also unter Menschen, die ihn lieb hatten. Dennoch fehlte ihm hier die nötige Stille. Darum verließ er das Haus und suchte die Einsamkeit auf. Wie es denn manchmal heißt: er ging in die Wüste oder auf einen Berg zu beten. Er wollte und mußte zuweilen allein sein mit seinem Gott und Vater. Und dazu nahm er sich Zeit. Das eine Mal blieb er über Nacht im Gebet, ein anderes Mal, z. B. in diesem Falle, wählte er dazu die frühe Morgenstunde. Wie wichtig und ernst nahm er es doch mit dem Beten! Wie wußte er auch an arbeitsvollen Tagen stille Stunden hiefür zu finden! Er meinte nicht: Man kann auch unter der Arbeit gute Gedanken haben! nein, er nahm sich besondere Zeit zum Umgang mit seinem Vater. Wie beschämt er uns, die wir das doch so viel nötiger hätten! Wie oft lähmt uns die Trägheit des Fleisches, die Bequemlichkeit! Wie oft lassen wir uns durch die Menschen um uns her abhalten und sind zuweilen heimlich froh, wenn ein Hindernis dazwischen kommt! Sollten wir's uns nicht zur festen Regel machen, den Anfang des Tages, den Schluß des Tages zu heiligen, nicht bloß durch die gemeinsame Hausandacht, sondern auch durch den stillen, einsamen Verkehr mit unserem Gott und Vater? Das gemeinsame Gebet hat ja auch seine besondere Verheißung (Matth. 18), aber es setzt die Uebung des einsamen Gebets voraus. Wenn wir vergessen, die Uhr aufzuziehen, so steht sie still, und wer viel ausgibt, muß auch viel einnehmen. Um was hat Jesus gebetet? Gewiß um neue Kraft, Frische und Freudigkeit zum Wirken, um göttliche Stärke, das Entgegenstehende zu überwinden, um Weisheit, des Vaters Weg zu gehen. Auch für sein Volk und seine Jünger (Matth. 9, 35—38; Luk. 22, 32; Joh. 17) hat er gebetet. Desgleichen um die Heiligung des Vaternamens, um das Kommen des Königreichs, um die Ausführung des Willens Gottes auf der Erde. Und wir? sind uns nicht auch diese und jene aufs Herz gelegt? Soll nicht Gottes Sache unser vornehmstes Anliegen sein und werden? Und wenn ein Tag vor uns liegt — wie viel Zerstreuung bringt er mit: haben wir's da nicht hochnötig, uns zuvor in Gott zu sammeln? Wie viel Versuchung tritt an uns heran aus dem eigenen Fleisch und Blut, aus dem Zusammenleben mit andern, aus den Reden, die wir hören, aus dem Unreinen, das wir sehen müssen! Wie nötig haben wir's da, uns zu wappnen mit Gebet! Und so brauchen wir auch Kraft zur treuen Pflichterfüllung in unserem Beruf, brauchen Weisheit, um in schwierigen Verhältnissen das Richtige zu treffen. Das alles aber haben wir nicht in uns selbst, sondern können's nur erlangen durchs Gebet, müssen's uns schenken lassen von oben. Nun — braucht's nicht Zeit und Stille, um solches alles uns klar zu machen und im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott zu bringen?

Noch eins: Jesus wartete dem Beten ab ohne Verletzung der Liebe, ohne Versäumnis der Arbeit. Der Herr Jesus wurde nach einiger Zeit gestört in seiner Andacht. V. 36, 37. Aber siehe da, er wird nicht ärgerlich, er bleibt ganz gelassen. Das ist

mehr als der Glanz auf des Mose Stirne, wenn dein Angesicht von Freundlichkeit glänzt, aus deinen Augen Sanftmut leuchtet, wenn du in der Fassung bleibst bei Anläufen zur ungelegenen Zeit, und es ist die Frucht deines stillen, verborgenen Umgangs mit Gott. Sagt nicht Petrus, daß wir in der Gottseligkeit brüderliche Liebe und in dieser allgemeine Liebe darreichen sollen? Das ist die Probe, ob das Exempel richtig gerechnet ist, ob dein Beten rechter Art ist. Auch die Arbeit hat der Herr über seinem Beten nicht versäumt und hat sie im rechten Geist, vor allem im treuen Gehorsam gegen seinen Vater verrichtet. Er wußte, wozu er gekommen, wozu er auf der Welt sei, und die klare Erkenntnis davon, die Festigkeit des Herzens, seinen gottgegebenen Beruf zu erfüllen, auch unberechtigte Ansprüche und Zumutungen abzuweisen, gewann er immer nur durchs Gebet. Und das ist das andere, was als Frucht des stillen, verborgenen Gebetsverkehrs mit dem himmlischen Vater sich zeigen muß. Haben wir nicht allesamt nötig, an unsern Herrn und Heiland uns zu wenden mit der Bitte: Jesu, hilf beten!? — P. L.

— Presb.

Gedanken über Vereinigung der Kinder Gottes.

Von H. F. Epp.

Die Vereinigung der Kinder Gottes scheint unter dem gegenwärtigen Stand der Dinge ein unpraktisches Traumbild zu sein; und recht sehr unpraktisch geht man heutzutage oftmals dran, dieses schöne Ideal zu verwirklichen. Deswegen ist es aber nicht unpraktisch über dieses Thema zu denken und zu handeln, sondern es ist deshalb um so viel notwendiger hierin die richtige Ansicht und Stellung zu erlangen.

Jesu Wille war es, daß alle die an ihn glauben, sollten eines sein, ja „vollkommen eins sein," Joh. 17, 21—23. Daß Er dieses viermal in diesem Gebet hervorhebt, sollte uns zeigen, wie ernst es Ihm darum zu tun war und ist. In Joh. 11, 52 lesen wir sogar, daß Er auch darum gestorben ist, daß Er die Kinder Gottes, die zerstreut waren, zusammen brächte. Sein Ideal war eine Herde und ein Hirte (Joh. 10, 16). Dasselbe Ideal und dieselbe Lehre hatten die Apostel. Wie rügt doch Paulus Spaltungen bei den Korinthern! Ein einiger Leib ist die Gemeinde Jesu, und keine Trennung soll unter den Gliedern desselben sein. War nun die Einigkeit der Kinder Gottes unserm Meister und seinen Aposteln so wichtig, so sollten wir derselben nicht gedankenlos vorbeigehen, sondern uns ernstlich fragen, in wie weit wir mithelfen können, dieselbe zu wege zu bringen.

Schaut man auf die bestehenden Uebelstände, so ist es einem sofort klar, daß unter solchen Verhältnissen Uneinigkeit sein muß. Schon seit den ersten Jahrhunderten der Kirchengeschichte hat es so gegangen, daß Fleischlichkeit, Verflachung, schnöde Weltlichkeit, Unfug beim Gottesdienst, Irrlehren, Uneinigkeit über wichtige u. über nebensächliche Lehrpunkte, Unduldsamkeit gegen Andersdenkende, daß diese in solchem Maße vorherrschten, so daß dadurch die Einigkeit der sogenannten Kirche unmöglich gemacht ward. Wahrlich eine Einigkeit unter solchen Umständen würde nur eine Friedhofsruhe sein.

Es gibt Mißstände, unter denen ein Anstreben von Vereinigung würde gleichbedeutend sein mit einem Mitschieben an einer abwärtsgehenden Strömung. Das würde der Fall sein bei einer organischen Vereinigung aller protestantischen Kirchen, wie sie jetzt angestrebt wird. Bei einer Vereinigung irgendwelcher Gemeinden unter den jetzigen Zuständen würde die Verweltlichung nur um so viel stärker vorangehen. Es wäre damit ein Damm gegen diese unheilvolle Strömung weggerissen. Wenn man die Entartung mancher Gemeinschaften bedenkt, dann muß man sich wünschen, daß nicht solche Gemeinschaften, sondern die wahren Kinder Gottes aus solchen Gemeinschaften sich vereinigen möchten.

Im Studium der Kirchengeschichte sehen wir, daß die Einheit der Kirche ist energisch angestrebt worden, in den ersten 17 Jahrhunderten noch viel mehr als heute. Aber ach, wie oft ist dieses geschehen auf Kosten des wahren göttlichen Lebens! Die Richtungen, die sich von der entarteten herrschenden Kirche lossagten, weil sie in derselben nicht das göttliche Leben und die reine Lehre des Wortes Gottes ausleben konnten, die haben die bittersten Verfolgungen durchmachen müssen. Daß die Einheit der Kirche sollte erhalten werden, das war der Grund weshalb man so oft diese eigentlichen Träger wahren Christentums verabscheute u. verfolgte. Um dieser Einheit willen bekämpfte schon der Kirchenvater Augustin eine Richtung, die in Lehre und Leben der apostolischen Kirche bedeutend näher stand, als die vorherrschende Kirche, in der er stand. Es hat während der Geschichte der christlichen Kirche (ausgenommen zu Anfang) immer Zustände gegeben, in denen die Wahrheit nicht anders als auf Kosten der Einigkeit gelehrt und gelebt werden konnte.

Die gegenwärtige Zertrennung in der protestantischen Christenheit ist eine bedauernswerte, aber in den vergangenen Jahrhunderten hat sich viel mehr wahres biblisches Christentum entfalten können, als in früheren Jahrhunderten, wo nicht diese Verschiedenheit war. Das rasche Aufblühen der Heidenmission im vorigen Jahrhundert ist ein sichtbarer Beweis hiervon. Wie oft ist jetzt ein mehr ungehinderter Fortschritt in einer Gemeinde ein Sporn für andere Gemeinden, der ihnen ihre Mängel und Kälte aufdeckt, und sie vor ein ruhiges, immer festeres Einschläfern bewahrt. Wie oft ist nicht sogar der Kampf ums Dasein ein mächtiger Sporn zum Wirken, weil man sieht, daß ohne solches ein weiteres Fortbestehen würde unmöglich sein. Die göttliche Liebe allein sollte genügend Trieb sein, um uns glühend im Dienste Jesu zu halten; aber wo diese zu schwach vorhanden ist, da können die eben erwähnten Triebe noch helfen vor Nachlassen zu schützen.

Ist es nicht auch oft der Fall, daß bei getrennter Organisation mehr wirkliche Einigkeit herrscht als andernfalls? Gerade so wie oft zwei Familien mehr einig sind, wenn sie nicht im selben Hause wohnen. Es ist dieses zwar kein ideales Verhältnis, aber es ist das mitunter das Beste, was sich bei einer solchen Verschiedenheit der Erkenntnis machen läßt. Wir sollen allen Ernstes darnach streben hinanzukommen zu einerlei Erkenntnis und Glauben. Aber nicht wahr, werter Leser, die äußere Einheit der Gemeinde Jesu wäre leicht erreicht, wenn alle ganz so glaubten wie ich oder Du? Doch die Erfahrungen der langen Jahrhunderte der Kirchengeschichte sollten uns schon so viel gelehrt haben, daß eine völlige Einheit des Glaubens und der Erkenntnis ausgeschlossen ist in dieser Dispensation ehe Jesus kommt. Wir sollten daraus auch billig gelernt haben, daß die Einigkeit nicht zu erreichen ist, indem wir andere wollen zwingen, zu glauben wie wir. Doch leider haben's manche noch nicht gemerkt, denn es sind Richtungen, die verdammen die gegenwärtige Zertrennung und predigen nur eine Gemeinde; aber dabei kommt es heraus, daß nur die richtig sein können, die genau so glauben wie sie lehren.

Ein paar Umstände seien hier erwähnt, unter denen man nicht nach Vereinigung streben sollte: 1.) Eine Vereinigung unter Preisgabe wichtiger Hauptlehren könnte mehr schaden als nützen. Viele sind so schlaff in der Befolgung des Wortes Gottes, daß ihnen bald irgendwelcher Zusammenschluß willkommen ist, selbst wenn dabei wichtige biblische Grundsätze beiseite gesetzt werden. 2) Eine Vereinigung von Gemeinden, **in welchen der Grundsatz der Trennung von der Welt beiseite gesetzt wird.** Im Neuen Testament ist nicht nur die Einheit der Kinder Gottes gelehrt, sondern ebensowohl auch deren Trennung von der Welt. Würde sich z. B. eine lebendige Gemeinde vereinigen mit solchen, die vom Sauerteig durchzogen sind, so würde das nicht eine „Vereinigung der Kinder Gottes" sein, sondern ein unheilvolles Gemisch von Welt und Christentum. Aus 1. Kor. 5, 6 sehen wir aber, daß wo der Sauerteig in einer Gemeinde geduldet wird, daß es im Laufe der Zeit die unabänderliche Folge haben muß, daß sie ganz durchsäuert wird. Daher wollen wir Vereinigung der Kinder Gottes und Trennung von der Welt zugleich erstreben. 3) Eine Vereinigung, die es unmöglich machen würde, die volle göttliche Wahrheit zu lehren und das geistliche Leben auszuleben, würde ebenfalls eher weiter vom Ziel als näher zu demselben führen.

4.) Wo bei einer großen Verschiedenheit der Gesinnungen zugleich die Unduldsamkeit gegen Andersdenkende vorherrscht, da könnte ebenfalls eine äußerliche Vereini-

gung größere Uneinigkeit zur Folgen haben als andernfalls.

Mit dem vorher Gesagten soll nicht gesagt sein, daß nicht nach Vereinigung gestrebt werden soll, sondern nur, **daß es nicht einerlei ist, unter welchen Umständen und wie man darnach strebt, und daß man nach Vereinigung der Kinder Gottes strebe, und nicht nach Vereinigung alles solchen, das sich äußerlich zum Christentum zählt.** Auch sollte hiermit darauf hingewiesen sein, daß häufig der Hauptgrund der Trennung solche Uebelstände sind, die erst beseitigt werden sollten, ehe eine organische Vereinigung segenbringend sein kann.

Auf der andern Seite sollten wir den Fluch dieser Zertrennung nicht unterschätzen. Spricht sie nicht der christlichen Liebe Hohn, an der die Welt doch die Kinder Gottes erkennen soll? Sollte doch gemäß Joh. 17, 21. 23 gerade die Einheit der Kinder Gottes der Welt den Beweis geben, daß Jesus von Gott gesandt war. Wie viele Kräfte werden jetzt unnötigerweise gebraucht, die andernfalls verwendet werden könnten zur schnellen Ausbreitung des Evangeliums nach außen hin! Besonders in neuen, kleineren Ansiedlungen tritt dieser Nachteil sehr klar hervor. Wie wird auch die Seelenrettungsarbeit dadurch so gehindert, daß Christen dabei jetzt anstatt untereinander zu arbeiten, oftmals noch die andern bekämpfen! Es dringen ja so schon so wenige hinein, ohne daß noch dieses Hindernis dabei sein muß.

Sollen wir das Streben nach Vereinigung deswegen unterlassen, weil vor Jesu Rückkehr die völlige Einigkeit aller Kinder Gottes doch nicht erreicht wird? Wir könnten gerade so gut fragen, sollten wir das Streben nach christlicher Vollkommenheit unterlassen, weil wir doch nie in diesem Leben ganz vollkommen sein werden? Nein, wie wir trotzdem allen Ernstes das Ziel der Vollkommenheit anstreben sollen, so wollen wir auch das schöne Ziel der Einheit der Kinder Gottes im Auge behalten, und stets darnach streben, so gut es sich unter den Umständen und auf biblische Weise tun läßt.

Es gibt viele Fälle, wo der einzige Grund der Trennung in der Unduldsamkeit gegen Andersdenkende liegt, selbst wenn die Verschiedenheit nur in nebensächlichen Dingen liegt. Oft sind dieses nur solch äußere Dinge, die gut könnten der Erkenntnis und dem Gewissen eines jeden persönlich überlassen werden, ohne daß daraus ein Trennungszaun gemacht wird. In so manchen, weit wichtigeren Dingen denken Glieder in einer Gemeinde doch verschieden ohne deshalb an Trennung zu denken. Ja sehr oft ist das hauptsächliche Hindernis zur Vereinigung der Mangel an Liebe u. die daraus sich ergebende Unduldsamkeit gegen Andersdenkende. Wo die Liebe Christi verbindet, da achtet und schont man das Gewissen des Anderen; da sind Taufform und andere nebensächliche Verschiedenheiten nicht unübersteigbare Scheidungslinien. Wie gut sollten wir es dann dulden können, wenn andere ihrer Ueberzeugung hierin folgen dürfen, ohne daß sie um das zu können, müssen zu einer andern Gemeinde gehen. **Würde man für das Gewissen des Andern dieselbe Achtung beweisen wie für das eigene, so würde es nicht notwendig sein um dieser Dinge willen in verschiedene Gemeinden abgeteilt zu sein.** Daß dieses nicht notwendig ist im Falle von Verschiedenheit in der Taufform, das haben die Methodisten und andere kleinere Kirchenkörper mit der Tat bewiesen. Nicht Menschen-Meinungen, sondern Tod und Leben sollten die Scheidewand bilden, denn gleich wie die leiblich Toten, so gehören auch die geistlich Tote nicht in die Gemeinschaft der Lebendigen.

Wie sollten wir nun Vereinigung anstreben? Erstens sollten wir mit aller Energie Einigkeit in der Gemeinde zu halten suchen. Noch trauriger und verderblicher als Reibung zwischen zwei Gemeinden ist Uneinigkeit in der Gemeinde; und letztere wird auch von der Welt mit größerer Verachtung betrachtet. Weiter sollen und wollen wir die Kinder Gottes anderer Gemeinschaften lernen lieben und schätzen und Gemeinschaft mit ihnen haben als mit Geschwistern in Christo. Wenn wir auch oft die Weise und Arbeitsmethoden einer andern Gemeinschaft als unbiblisch ansehen müssen, so können wir doch die wahren Kinder Gottes solcher Gemeinschaften schätzen und mit ihnen in Liebe verbunden sein. Indem wir so handeln, erfüllen wir auch Jesu Wille und Gebet um die Einigkeit seiner Kinder. Die Vereinigung der Kinder Gottes **ist nicht vorwiegend eine Sache der Organisation, sondern eine innere Einheit, die sich nach außen hin auswirken soll.** Die Liebe Christi ist das Einzige, was uns wirklich und dauernd vereinigen kann. Wo es an dieser Liebe und folglich an der gegenseitigen Anerkennung und Achtung fehlt, da würde äußerliches Vereinigen zwecklos sein. — Weiter gibt es auch reichlich Fälle, wo Lehre und Leben von verschiedenen Gemeinden so überein sind, daß eine äußerliche Vereinigung angebahnt werden sollte, und dann auch erreicht werden könnte.

Für uns, die wir in diese gemeinschaftliche Schranken hinein geboren und erzogen sind, erscheinen dieselben bald als unübersteigbar; aber wenn der hl. Geist uns hat ganz erfüllen können mit der Liebe, dem „Band der Vollkommenheit", so erscheinen uns die Trennungslinien zwischen Kindern Gottes als sehr klein. Manche Uneinigkeit könnte nicht bestehen, wenn wir gemäß Phil. 2, 3. 4 nichts tun durch Zank und eitle Ehre, sondern durch Demut einer den andern höher achten als uns selbst, und wenn wir ein jeglicher nicht „auf das Seine sehen, sondern auch auf das, was des andern ist." Gottlob, wenn Jesus wiederkommen wird, dann wird ein Hirte und eine Herde sein.

Wiclif und Johannes Hus.

Knieend bat Hus um Verzeihung für seine Feinde. Man setzte ihm eine papierne Krone auf, auf welche Teufel gemalt waren, die den „Erzketzer" packten; er aber freute sich im Blick auf den, der für ihn eine Dornenkrone getragen. Als seine geistlichen Richter sagten: „Wir übergeben deine Seele dem Teufel", erwiderte er: „Ich befehle sie meinem gnädigsten Herrn Jesu Christo!" Indem der Märtyrer von seiner Wache zum Brühl, dem Richtplatz, hingeführt wurde, beteuerte er vor allem Volk seine Unschuld. Beim Pfahle angekommen, kniete er nieder und betete mit solcher Inbrunst, daß einige laut sagten: „Was dieser Mann vorher gelehrt haben mag, wissen wir nicht; aber jetzt hören wir, daß er vortreffliche Gebete zu Gott tut." Er wollte mehr zum Volk reden, aber der Pfalzgraf untersagte es und befahl, die Verbrennung zu beeilen. „Herr Jesus," sprach Hus, „ich leide diesen grausamen Tod um Deinetwillen und bitte dich, allen meinen Feinden zu vergeben." Sein Hals wurde mit einer eisernen Kette, sein Leib mit nassen Stricken an den Pfahl befestigt, und man legte Holz und Stroh um ihn herum. Der Reichsmarschall forderte ihn noch einmal zum Widerruf auf. Aber Hus antwortete: „Was ich geschrieben und gelehrt habe, habe ich darum getan, um die Menschen von Sünden abzubringen, und ich will es jetzt gern mit meinem Blute versiegeln." Das Feuer wurde angezündet. Hus sang das Glaubensbekenntnis, auf welches er sterben wollte. Da die Lohe gegen ihn aufflammte, betete er: „Herr Christus, Du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme Dich mein!" Als er diese Worte zum drittenmal wiederholen wollte, trieb ihm der Wind die Flamme in den Mund; doch sah man noch seine Lippen betend sich bewegen. So nahm der Herr die Seele seines treuen Knechtes zu sich, am 6. Juli 1415 mittags 11 Uhr. Seine Asche wurde in den Rhein gestreut. Ein redlicher Schweizer, H. Reuchlin, meinte: „Es sind viele Pfaffen zu Konstanz gewesen; aber den frömmsten haben sie verbrannt."

Indessen war auch der beherzte Ritter Hieronymus, der vergeblich versucht hatte, seinem gefangenen Freunde beizustehen, auf dem Rückwege nach Prag aufgefangen und nach Konstanz gebracht worden. Er ward mit Ketten und Fesseln gebunden in ein finsteres Loch des St. Paulsturmes gesperrt; seine Hände und Füße wurden kreuzweise geschlossen und er an einem hohen Pfahl geschmiedet, so daß er zu sitzen außer Stande war. Er wurde todkrank, worauf einige Erleichterung eintrat. Durch lange Leiden schwach gemacht, widerrief er seine Lehre und billigte das Todesurteil über Hus. Da man ihn aber doch nicht freiließ, bereute er den Widerruf aufs schmerzlichste und bezeugte dies in dem endlich am 23.Mai 1416 gewährtenVerhör. Er wurde darauf an eben dem Orte, wo Hus endete, verbrannt und starb mit großer Freudigkeit, indem er lateinisch sang: In deine Hände befehl ich meinen Geist! und böhmisch betete, am 30. Mai 1416. Von beiden Märtyrern schreibt ein Italiener: „Sie gingen zum Scheiterhaufen wie zu einem Gastmahl; nicht ein Wort entfiel ihnen, das Furchtsamkeit verraten hätte, sie sangen in den Flammen Lieder bis zum letzten Atemzuge. Kein Philosoph ist je so tapfer gestorben."

Als die Nachricht von diesem Justizmord

nach Böhmen kam, erregte sie großen Kummer und Unwillen. 452 Edle erließen einen scharfen Brief an die Kirchenversammlung, rühmten Hus und bezeugten, sie wollten für ihren Glauben Gut und Leben lassen. Sie schlossen einen Bund zur Beschützung der reinen Lehre und feierten den 6. Juli als einen Märtyrertag. Aber in Konstanz wurde nun die Kelchentziehung zum Gesetz gemacht und die Verfolgung der Husiten in ein System gebracht; man belegte sie mit dem Bann, verhängte das Interdikt. Der König wandte sich den Römischen zu. Durch die oft wiederholte Drohung eines Kreuzzuges zu gänzlicher Ausrottung wurden die Husiten bewogen, sich tätlich zu widersetzen. Als Priester 1419 diejenigen, welche unter beiden Gestalten kommunizierten, mit gewaffneter Hand aus ihren Kirchen vertrieben, sammelten die husitischen Priester das Volk und begaben sich auf einen hohen Berg, der oben eine schöne große Ebene hatte. Da baueten sie ein kapellenartiges Zelt, in dem sie ihren Gottesdienst verrichteten und das herbeieilende Volk mit dem heiligen Abendmahl erquickten. Dieser Berg wurde Tabor (böhmisch Zelt) genannt, die dort Versammelten hieß man Taboriten. Viele Brüder und Schwestern fanden sich ein, welchen in Abteilungen das Abendmahl gereicht, die Beichte abgenommen und gepredigt wurde. Am Magdalenentage (22. Juli) betrug die Zahl der Kommunikanten mehr als 42,000; sie teilten die Nahrungsmittel frei unter sich, sangen in Prozession und gingen dann stille heim. Die meisten hätten sich mit wenigen Zugeständnissen begnügt. Die Ernstlichsten dagegen, welche das ganze päpstliche Wesen verabscheuten, aber schon weit von des Meisters Mäßigung sich entfernten, wählten zu ihrem Anführer den Johann Zizka, einen Edelmann, der einäugig war und bald durch einen Pfeilschuß auch das zweite Auge verlor. Schon am 30. Juli ließ er zu den Waffen greifen, ein ganzer General, aber nur ein halber Christ. Als man seinen Zug am Rathaus hemmte, ja Steine warf, stürzten die Seinigen sieben Prager Ratsherren zum Fenster hinaus. Wenzel, darüber vom Schlage gerührt, starb. Wie nun dessen Bruder, der verhaßte Sigmund, die Herrschaft in einer Weise antrat, die alle Husiten gleich bedrohte, schlossen sich alle Parteien zusammen und richteten auf dem Tabor eine neue Regierung ein. Sie verlangten 4 Zugeständnisse: freie Predigt des Evangeliums, den Kelch im Abendmahl, Weltlichmachung der geistlichen Güter und Ausrottung der Sünder.

In schwärmerischer Begeisterung besiegten sie drei einfallende Kreuzheere nach einander. Als 1420 Sigmund 150,000 Mann nach Böhmen führte, schrieen die Kriegsleute täglich: „Ha! Ha! Hus! Kazzer!" und heulten wie die Hunde. Wo sie einen Böhmen erwischten, oft auch, wenn es kein „Husse" war, eilten sie mit ihm, ohne Barmherzigkeit, dem Feuer zu, denn es war ihnen alles ein Katzer. Einmal hatten streifende Reiter den sanften Pfarrer Wenzeslaus samt seinem Vikar als Hussen gefangen genommen. Sie wurden unter Mißhandlungen aufgefordert, ihre Ketzerei abzuschwören. Wenzeslaus antwortete freimütig: „Dies (nämlich der Kelch im Abendmahl) ist das Evangelium; es war die Weise der ersten Kirche; so steht in eurem Meßbuch geschrieben. Löschet diese Schrift aus." Darauf schlug ihm ein Soldat ins Gesicht, daß das Blut herunterlief. Den andern Tag nahm man den Pfarrer, seinen Vikar, drei alte Bauern und vier Kinder und setzte sie alle zusammen auf einen Scheiterhaufen. Die Umstehenden ermahnten sie noch einmal, ihre Ketzrei abzuschwören. Wenzeslaus antwortete: „Das sei ferne von uns, eine so sonnenklare Wahrheit des Evangelii zu verleugnen!" Darauf zündete man den Holzstoß an. Wenzeslaus nahm die Kinder in seine Arme, setzte sie in seinen Schoß und sang mit ihnen ein Loblied unter den zusammenschlagenden Flammen.

Wunderbar war's, welch große Siege Gott den Taboriten unter Zizka verlieh, welchen Schrecken er vor ihnen her verbreitete. Die Päpstlichen fanden es unbegreiflich, daß solch große Heere, aus dem Kern der deutschen Nation zusammengesetzt, so oft sollen geschlagen worden sein, richtiger, die Flucht ergriffen, oft ehe sie nur einen Feind gesehen. Einer sagt: „Die Böhmen haben bewiesen, daß sie ein tapferes Land sind, denn obgleich Kaiser Sigmund fast halb Europa wider sie in Harnisch gebracht, hat er sie dennoch nicht bezwingen können. Wenn man die schöne deutsche Armee ansah, welche der Kaiser nach Böhmen führte, konnte man sich nicht genug wundern, wie es möglich gewesen, daß eine Handvoll zusammengelaufener Böhmen sie davon getrieben haben. Anfangs waren die Böhmen gar nicht mit Waffen versehen, sondern kamen mit Dreschflegeln, so daß der Kaiser sie verachtete und Flegler nannte; doch die Wunden, welche sie mit ihren Flegeln schlugen, waren schwer und tief." Zizka metzelte die Päpstlichen als Philister und Edomiter ohn' Erbarmen nieder. Und als sie einige Taboriten beikommen ließen, Brot und Wein für bloße Zeichen des Leibes und Blutes Christi zu halten, verbrannte er ihrer fünfzig zumal. Er siegte noch über die mildere Partei der Prager oder Kelchner (Calirtiner), welche nur freie Predigt des Worts und den Kelch für das Volk forderten, und begann Einfälle in die Nachbarländer, als er 11. Oktober 1424 an der Pest starb. Nun wählten die Taboriten den (verheirateten) Priester Prokop zu ihrem Anführer, der sich ebenfalls durch Kriegskunst auszeichnete und namentlich Sachsen verheerte.

Damals gingen Ketzerbriefe aus, welche die gesamte Christenheit zur Befreiung von der Pfaffenherrschaft und zur Einziehung der geistlichen Güter aufriefen. Sie gelangten bis nach England und Spanien; im Dauphine schickte das Volk Geldbeiträge nach Böhmen und begann die Herren totzuschlagen. An vielen Orten fand der Ruf Anklang: Man brauche keinem Obern, der in Todsünde gefallen, zu gehorchen oder Zins zu geben; die Pfaffen seien stumme Hunde, welche erst wieder bellen werden, wenn man ihnen den Knochen des weltlichen Besitzes aus dem Maul reiße.

Als die Kirchenversammlung in Basel (März 1431) eröffnet wurde, versuchte es der vorsitzende Legat des Papstes zuerst noch mit einer Kreuzpredigt und brach mit 30,000 Mann in Böhmen ein. Bei Taus hörte er den lauten Gesang der Husiten und stieg auf einen Berg, den Wahlplatz zu überblicken (14. August). Aber schon lief alles, da niemand jagte, und keine Bitten bewogen die Flüchtlinge, sich nur umzusehen. Sie setzten sich endlich und wagten sich umzublicken, aber plötzlich wieder, auf eine bloße Sage, ergriff sie solche Furcht, daß sie ihre Waffen wegwarfen und flohen. Da stand Kardinal Julian, der selbst Kruzifix, Mantel und Bannbulle verloren hatte, und sprach weinend: „Ach, nicht die Feinde, unsere Sünden jagen uns in die Flucht!" Ebenso erkannte die Kirchenversammlung, es müsse ein verborgenes Gericht Gottes schuld daran sein, daß die Böhmen nicht haben überwunden werden können, und lud ihre Gesandten nach Basel ein. Sie wurden da 1433 freundlich begrüßt und angestaunt, allermeist Prokop. Man verwilligte (30. Nov.) den Gebrauch des Kelchs für die Laien, die ihn begehren, auch Predigt in der Landessprache und bessere Zucht unter der Geistlichkeit. Damit gaben sich die Calirtiner (Kelchner) zufrieden, welche nun selbst die schrofferen Taboriten schlagen halfen (1434). Prokop fiel in der Schlacht; 1436 wurde Sigmund als König anerkannt.

Späterhin mußten die Böhmen bitter erfahren, daß man sie getäuscht habe; man beschränkte die Zugeständnisse, der Papst hob sie 1462 auf. Aber nachdem Georg Podiebrad 1453 Tabor erobert und die Reste der Taboriten zersprengt hatte, kehrten diese zu evangelischer Besonnenheit zurück; sie verwarfen die Lehre von der Ausrottung der Sünder und vom heil. Krieg. Georg, 1458 König geworden, gab ihnen Religionsfreiheit; sie errichteten eigene Gemeinden, wählten Vorsteher und hielten gemeinschaftliche Beratungen, wie sie Lehre, Leben und Verfassung ihrer Kirche immer mehr nach Gottes Wort bilden und alles auf die Einfalt und Lauterkeit der apostolischen Kirche zurückführen könnten. Das gelang besonders dem geistreichen Laien Peter von Cheltschiz, der in seinem abgelegenen Gebirgsort die Brüderunität gründet. Auch von den Calirtinern schlugen sich viele zu ihr, und sie erhielten den Namen der böhmischen (auch mährischen) Brüder. Podiebrad wies ihnen das Gut Kunewald (bei Senftenberg) an, 1457.

— Schluß folgt.

Ihr sollt wissen von ganzem Herzen und von ganzer Seele, daß nicht ein Wort gefehlet hat an allem dem Guten, das der Herr, euer Gott, euch geredet hat, es ist Alles gekommen und keins verblieben. Jos. 23, 14.

Hell erglänzt der Perle Schein,
Heller noch die Tugend rein!
Lausche drum dem goldnen Wort,
Wahr' es in des Herzens Hort!

Vereinigte Staaten

California.

Shafter, California, den 10. Oktober 1919. Kann von hier berichten, daß Geschwister A. J. Bothen von Kiel, Okla., bei uns auf Besuch gewesen sind. Sie kamen so ganz unerwartet hier an und haben ihren großen Verwandtschaftskreis in liebender Weise besucht und wie ich verstehe, hat es ihnen hier auch recht gut gefallen. Wenn ihre Kinder in Oklahoma hier würden wohnen wollen, dann wären sie auch bereit, hier zu wohnen; denn die Tante hatte gesagt, es gefiele ihr hier jeden Tag besser. Warum auch nicht? Die Ansiedlung wird immer größer, denn eine Familie nach der andern kommt her. Von Saskatchewan kam jetzt kürzlich eine Familie her um hier zu bleiben. Ein gewisser Lemke von Reedley kam mit seiner Familie letzte Woche und siedelt sich hier an. Prediger P. P. Rempel hat sich 20 Acker fest gemacht und will hier wohnen. Aron C. Neufeld seine Mutter kam gestern hier auch an, wie ich verstehe, um hier zu bleiben. Hat ihre schöne Heimat in Mt. Lake verlassen. Sein Bruder C. C. Neufeld mit Familie von Canada, will diesen Monat auch her ziehen. Da gibt's hier genug Prediger. Kornelius H. Janzen und Familie von Michigan sind auf der Reise hieher. Und was noch das Schöne von allem ist, es sind alles gute Leute, die her kommen. Das schöne Klima hat solche Wirkung auf die Menschen, daß sie sich wohl fühlen und so freundlich sich einander begegnen. So auch letzten Sonntag, als Missionar Pankratz unter den Bäumen so eine schöne Predigt zu einer friedlichen Anzahl versammelter Leute hielt. Wie wohl fühlte sich ein jeder, in Gottes schöner Natur zu sitzen und zuzuhorchen was gesagt wurde. Missionar Schmidt von Minneapolis, Minnesota, erzählte auch etwas von ihrem Wirken in so einer Grosstadt unter den verkommenen Leuten. Ich war froh, die beiden Arbeiter zu sehen. Abends war eine schöne Jugendversammlung. Das ausgearbeitete Programm wurde schön ausgeführt. Br. Pankratz erzählte noch Verschiedenes was dort in Indien in ihrem Missionsleben vorkommt. Geschwister Peter Bullers fuhren gestern mit Geschw. A. J. Bothen weiter nördlich bis nach Dinuba, um dort Besuche zu machen. Bei D. D. Bothen hat's kürzlich einen kleinen Erdenpilger gegeben. Nun haben sie zwei Jungens und zwei Mädchen. Sie wohnen auch schon in ihrem neuen Häuschen. Er arbeitet fleißig aus und ist fröhlich, daß er hier wohnt. Aber wenn ihm sein Zweirad versagt, dann muß er per Zug nach Bakersfield fahren und sich einen neuen tire (Gummireifen) holen. Da verliert er einen Tag Arbeit und obendrein hat er $4.50 Unkosten. J. J. Bothen haben sich eine 40acker Farm gekauft. 20 Acker davon sind in Alfalfa. Ein großes neues Haus ist drauf, ein guter Brunnen und sonst noch gute Einrichtungen. Die kleine Farm ist gar nicht so billig, auch nicht zu teuer, nur $12,000.00. Die Bedingungen sind auch gut. Die Hälfte von der Einnahme kann er jedes Jahr als Anzahlung machen. Auch 7 gute Milchkühe hat er sich gekauft, die ihm jeden Monat über $100.00 einbringen können. Die Familie ist froh und vergnügt, daß sie hier ist in Gemeinschaft so vieler Freunde und Geschwister. Die alte Schwester Fast fiel letztens in der Versammlung so unglücklich, daß sie sich einen Arm im Ellbogen ausgebrochen hat. Doktor Krause ist jetzt an der Arbeit, denselben wieder in Ordnung zu bringen. Geschw. Zacharias ihr großer Sohn hat beim Auto cranken auch einen tüchtigen Schlag am Arm bekommen, daß ihm ein Knochen gebrochen ist. Sie nahmen ihre Zuflucht zu einem Doktor in Wasco, und der fordert jetzt eine tüchtige Summe Geld für seine Arbeit.

Jacob Thomas.

Kansas.

Inman, Kansas, den 15. Oktober 1919. L. Br. Wiens und alle Leser der Mennonitischen Rundschau, Friede zuvor!

Die herzbrechenden Hilferufe aus Rußland und Indien in No. 42 der Rundschau veranlassen mich wieder, etwas für das Blatt zu schreiben. Ich komme wieder mit einer Bitte zum Editor, nämlich die einliegende Gabe für Rußlands Notleidende zu verwenden, wo es am nötigsten ist, eingedenk der Worte Salomos, Pred. 11, 1—2: „Laß dein Brot über das Wasser fahren, so wirst du es finden auf lange Zeit. Teile aus unter sieben und unter achte; denn du" usw.

Möge es der Gnade Gottes gelingen, uns fähig und willig zu machen, daß wir uns in dieser für uns so wichtigen Zeit mit Leib und Seele in des Herrn Dienst stellen möchten — geistlich und leiblich — und mit dem uns anvertrauten Gut andere suchen glücklich zu machen. Das schenke der Herr aus Gnaden! Danke für Annahme und Beförderung. (Wir tun diese Arbeit von Herzen gern und fühlen uns jedesmal beglückt, wenn wir von dort die Meldung erhalten, daß das Geld angekommen ist. Auch unser Wunsch ist, daß wir durch Gottes Gnade immer mehr geschickt werden, andern zu dienen mit unsern Gaben, besonders in der Reichssache unsers Königs. Ed.)

Wir sind gegenwärtig im Bestellen der Aecker (Säen); haben etwas über die Hälfte gesät. Möchte auch unser geistliches Feld fleißig besät werden, daß wir einst sagen könnten: „Herr, hier sind wir und die, die du uns gegeben hast. Das schenke uns der treue Herr aus Gnaden!

Wir haben kühles, dunkles Wetter. Alle sind mäßig wohl. Allen Gottes Segen wünschend,

Klaas und Margaretha Kröker.

Minnesota.

Windom, Minnesota, September 1919.

Wachstum.

In verschiedenen Psalmen ist oft die Rede von Wachstum, und die Apostel des Herrn betonen auch in ihren Briefen häufig das Wachstum der Christen. Im Glaubensleben gibt es im wahren Sinn auch keinen Stillstand, weil dann das Christentum nur zu schnell ein geistloses, und das Kämpfen um die Lebenskrone so wie auch das Gebet im Kämmerlein und im öffentlichen fast ganz unterlassen wird. Der Feind Gottes und unserer Seelen, merkt dies gut, und ist desto mehr bemüht, den Rückgang der Kinder Gottes durch seine List zu beschleunigen, um dieselben als eine Beute für sich zu gewinnen. Also sehen wir es deutlich, daß wahre Christen entschieden im Glaubensleben zunehmen und wachsen müssen, um dem bösen Feind in allen Versuchungen zu widerstehen. Wir wissen auch aus Erfahrung, daß unsere l. Kinder stets im Wachsen sein müssen wenn dieselben gedeihen sollen. Und um so mehr soll auch das Volk Gottes im Großen und Einzelnen an Erkenntnis zunehmen, und fähig werden, etwas für die Rettung anderer Seelen zu tun, die noch gleichsam als ohne Gott in der Welt leben. Eph. 2, 12.

J. W. Fast.

Ein Starker zum Raube.

Wie ein ehemaliger russischer Minister zum lebendigen Glauben an Jesum Christum gekommen ist, erzählt er uns im folgenden:

In krassem Unglauben erzogen, in jugendlichem Leichtsinn dahinstürmend, war ich zwanzig Jahre alt geworden, ohne einen Gedanken an Gott zu haben. Da wurde ich schwer krank. In den Fieberphantasien zogen beängstigende Bilder und Gestalten an meiner Seele vorüber, und als meine Krankheit den Höhepunkt erreichte, hatte ich einen Moment lang Klarheit; da stieg mit furchtbarem Ernst der Gedanke an den nahen Tod in mir auf und mit ihm zugleich der andere: „Halt, aber wenn es doch einen Gott gibt? Wenn alles wahr ist, was damit zusammenhängt?"

Die Krankheit wandte sich; es wurde besser, und ich — wurde schlechter! Nun, was soll ich mein Leben erzählen! Unsere Sünden sind ja eine schlechte Gesellschaft, und wenn sie durch Jesum vergeben sind, sind sie für uns tot. Ich heiratete, ist stieg im Staatsdienst ohne viel Anstrengung meinerseits von Stufe zu Stufe, bis ich zuletzt Minister wurde; ich habe ein großes Vermögen — wozu da viele Worte machen? Ich lebte das Leben der großen Welt in St. Petersburg. Eins muß ich erwähnen, daß ich in dieser ganzen Zeit nie an Gott gedacht, mich um nichts Göttliches bekümmert und nie gebetet habe. Die Unruhe meines Gewissens, schlechte Laune und dergleichen schrieb ich einer Verstimmung des Magens oder den angegriffenen Nerven zu.

Da griff Gott, der Herr, ein, und zwar eigentümlich. In meinem Bekanntenkreise bekehrte sich erst dieser, dann jener, nur an mir prallte alles ab. Ich höhnte die „Schwärmer" und disputierte mit ihnen, ja, ich verstieg mich zu der Behauptung: ich wolle ein Buch schreiben, in dem alle

Widersprüche der Bibel, ins rechte Licht gestellt, darum müßten, daß das Ganze nur Menschenwerk sei.

Und wirklich, ich tats. Mit eiserner Energie machte ich mich ans Werk, die Bibel Seite für Seite aufmerksam durchzulesen, einschlägige Literatur zu vergleichen und mir Notizen über diese Lektüre zu sammeln. Es war merkwürdig, wie ich bei meinem Ministerposten noch die Zeit dazu hernahm; aber im Laufe eines Jahres war ich mit dieser Arbeit des Unglaubens und der Feindschaft gegen Gott fertig geworden, ohne zu ahnen, daß in all diesem Forschen und Denken der barmherzige Gott bereits an mir arbeitete. Es war der Zug des Vaters zum Sohne.

Endlich war ich fertig. Ich gab die französisch geschriebene Broschüre einem zuverlässigen Kanzleibeamten zum Abschreiben und freute mich auf den Tag, an dem ich das Manuskript zum Druck ins Ausland senden konnte.

Eines Abends, nachdem ich gerade mit einer amtlichen Arbeit fertig geworden war, kommt mein Kanzlist und reicht mir mit tiefer Verbeugung die Abschrift samt dem Original ein. War es Schmeichelei, war es ihm Ernst, ich weiß nicht,—er sagte: „Exzellenz, das ist meisterhaft abgefaßt, noch nicht dagewesen!"

Als er fort ist, fliege ich hier und da noch einige Kraftstellen durch und muß mir selber sagen: „Wahrhaftig, das wird Eindruck machen. In zehn Jahren glaubt kein Gebildeter mehr an die Bibel."

Das Manuskript gleitet mir aus der Hand und ich versinke in tiefes Sinnen. Merkwürdig, daß immer noch so viele gelehrte und gebildete Leute an die Bibel glauben! Plötzlich steht mir mein Kanzlist wieder vor dem Geistesauge, und mir ist es, als höre ich seine Worte noch einmal im Ohr. In demselben Augenblick steigt mir der Gedanke auf, den ich seit jener Krankheit in der Jugend nicht gehabt: „Aber, wenn es doch wahr wäre? Aber, wenn es doch einen Gott gäbe? Vielleicht hat dieser Kanzlist bis zum Tage, da er mein Manuskript in die Hände bekam, an Gott geglaubt, und jetzt ist er durch meine Beweisführung irre geworden an seinem Glauben! Wenn es noch einen Gott gibt, was hätte ich dann schon mit dem Büchlein verbrochen, und was wäre das weiter für eine Tat, dieses Buch herauszugeben!"

Eine merkwürdige Unruhe kam über mich. Mir war es, als höre ich mein eigen Blut in meinen Pulsen klopfen. Das Manuskript glitt auf den Boden, und ich maß aufgeregt mit ungleichen Schritten mein Gemach. Aber wenn es doch einen Gott gibt! Das war der Nagel, der mir ins Gemüt hineingeschlagen war, — ich ward's nicht los.

Endlich bleibe ich stehen und bete also: „Gott, wenn Du lebst und willst und kannst, dann offenbare Dich mir." Im gleichen Augenblick ging mir's durch den Sinn: „Wenn du jetzt etwas Sichtbares vor Augen hast, oder eine Stimme hörst, dann bildet das dein Gehirn den Nerven ein, nicht umgekehrt!" Und so betete ich weiter: „Gott, wenn Du lebst, so gibt mir jetzt einen Gedanken, an dem ich anfassen kann!"

Wie ich mich nach diesem Ausbruch etwas beruhigte und nachdenklich in meinem Simple sitze, steht mir plötzlich der wunderbar tiefe Zusammenhang zwischen Altem und Neuem Testament vor Augen. Weissagung und Erfüllung! Jehova und Jesus! Gesetz und Evangelium! Wunderbar helle Streiflichter waren es, wie elektrische Lichtströme, die mein Denken durchblitzten. nuskript und versuchte eine Stelle daraus Wieder bückte ich mich nach meinem Ma zu lesen, die mir vorher so imponiert hatte. Aber es ging nicht mehr: die elende Gasflamme sah matt und dunkel, fast farblos aus, seitdem das elektrische Licht da war. Schal und ekel kam mir die Ausführung vor! Ich legte das Buch beiseite und suchte die Bibel hervor.

Und da habe ich über der Bibel die ganze Nacht gesessen und gebetet und wieder gelesen und wieder gebetet, und da habe ich zwei Bekanntschaften in dieser wichtigsten Nacht meines Lebens gemacht; erstlich habe ich mich selbst kennen gelernt, daß ich entsetzt zu Boden sank, und sodann habe ich Jesum kennen gelernt, daß ich aufstand im hellen Schein der hereinbrechenden Gnade!

Als das Tageslicht von Osten her schon stärker und stärker durch die Gardinen ins Gemach drang, bin ich ins Schlafzimmer gegangen und konnte meine Frau wecken und ihr sagen: „Ich bin ein Christ!"

— „Für Jung und Alt".

Eine Erfahrung mit Spiritisten.

Am 23. Oktober 1899 kam ein mir schon länger als Spiritistin bekanntes Fräulein P. . . . in ziemlicher Aufregung zu mir; ihre Mutter in Magdeburg, von der sie sich aus bestimmten Gründen habe trennen müssen und von der sie gar nicht gewußt, daß dieselbe schon tot sei, habe sich in einer Sitzung manifestiert und dabei bekundet, daß sie am letzten 4. September gestorben wäre. Ich beruhigte die durch die „Geisterkunde" Erschreckte und schrieb umgehend an den Küster der Magdeburger Ulrichsgemeinde, der mir aus meiner 15jährigen Amtstätigkeit dort noch nahe steht, den folgenden Brief:

Lieber Herr Bartels!

Heute komme ich mit einer Bitte zu Ihnen. Ich streite mich jetzt hier in öffentlichen Versammlungen mit den Spiritisten herum, und es liegt mir alles daran, zu untersuchen, was an dem dortseits behaupteten Tatsachenmaterial der Wirklichkeit entspricht und was nicht.

Nun soll nach der Behauptung eines Mediums am 4. September in Magdeburg eine verwitwete Frau H. . P. . . gestorben sein und sich durch das Medium als Geist geoffenbart haben. So kommt es mir darauf an, daß Sie beim Einwohnermeldeamte oder wo sonst auskundschaften:

1. Ob Frau H. P. bisher in Magdeburg gelebt hat; 2. ob dieselbe dort gestorben ist und wann, und 3. ob in Magdeburg jetzt ein Pastor Broberg lebt, da der „Geist" diesen als Auskunftsstelle für den bezüglichen Todesfall angibt.

Wenn Frau Witwe P. noch lebt, dann bitte ich Sie herzlich, zu ihr zu gehen und sich davon zu überzeugen und sich . . nach ihrem Befinden zu erkundigen. Von der „Spukgeschichte" brauchen Sie ihr nichts zu sagen, sondern können ihr einfach erklären, Sie kämen in meinem Auftrage, ich hätte ein Interesse zu wissen, wie es ihr ginge . Ich bin sehr gespannt auf Ihre Auskunft. In alter Treue Ihr, Dr. Riemann.

Umgehend lief von meinem früheren Küster die folgende Antwort ein:

„Hochverehrter Herr Doktor!

„Soeben komme ich von Frau H. P. In der Wohnung traf ich eine Tochter an, die sich mit Schneidern beschäftigte . . . Ich suchte die Mutter dann im Waschhause auf. Sie fühlte sich nach ihren eigenen Worten sehr wohl. . . Sie hat mich beauftragt, Ihnen für die gütige Nachfrage bestens zu danken. . .

„Ein Pastor Broberg ist hier nicht gemeldet. Sollten Sie nun, hochverehrter Doktor, weiterer Auskunft bedürfen, dann bin ich gern bereit, dieselbe einzuholen. .

R. Bartels."

Weiterer Auskunft bedurfte ich natürlich nicht. Ich schrieb dem Fräulein zur Beruhigung: „Heilloser Schwindel! Ihre Mutter lebt" usw. Und was war die Antwort der Spiritistin und ihrer Cirkelfreunde? Ihre Antwortet lautete: „Gewiß, Schwindel! Aber die Geister haben geschwindelt! Das kommt öfter vor!"

Die Menschen liebten die Finsternis mehr, denn das Licht, denn ihre Werke waren böse. Joh. 3, 19.

Ein evangelischer Blutzeuge in Frankreich.

Luther's mächtiges Glaubenswort fand auch Widerhall in Frankreich. Einer der ersten, der das Wort des Evangeliums predigte, hieß Wolfgang Schuch, ein Deutscher. Er war auch der erste, der in Frankreich das Wort der Wahrheit und seinen Glauben mit dem Tode besiegelte. Er war Pfarrer in dem Lothringenschen Städtchen St. Hippolyte. Seine Predigt fand vielen Beifall, bald auch heftigen Widerspruch. Letzteres besonders durch den Herzog von Lothringen, der angeregt durch die hohe Geistlichkeit in Paris, der „neuen Lehre," mit Feuer und Schwert widerstand. Er drohte die Stadt, in der Schuch predigte, den Flammen preiszugeben wenn sie den Ketzer länger bei sich dulde. Dieser aber bedachte, daß ein guter Hirte sein Leben läßt für die Schafe. Er stellte sich freiwillig seinen Verfolgern und das ihm bald gesprochene Urteil empfing er mit den Worten: „Ich freue mich des, das mir geredet ist, daß wir werden in das Haus des Herrn gehen." Denn nur ein freudenvoller Eingang in dieses Haus schien dem Glaubensmanne der Tod vor dem die Welt doch so sehr erschrickt. Er war aber dabei ferne von eitlem Märtyrerstolze, denn als die Flammen über ihm zusammenschlugen, betete er: „Gott sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Uebertretungen nach deiner Barmherzigkeit!" So endete er zur Ehre Christi am 19. August 1525.

Editorielles.

— Ein jeglich Reich, so es mit sich selbst uneins wird, das wird wüste, und ein Haus fällt über das andere. Luk. 11, 17.

— Diese Wahrheit, obgleich durchweg anerkannt, wird von den meisten oft vergessen. Auch heute wird sie zu wenig beachtet.

— Wir lesen jetzt so viel von Organisation und Vereinigung. Die Arbeiter organisieren sich und wollen sich gemeinsam gegen die schon längst organisierten Kapitalisten wehren, die ihnen seit jeher Unrecht zugefügt haben.

— Wenn sich die Arbeiter auf der einen Seite und die Arbeitgeber auf der andern verbünden, um einer dem andern mit Gewalt entgegen zu treten, so mag die Kluft, welche dadurch zwischen diesen Parteien entsteht, am Ende unheilvoller wirken, als der frühere Zustand, in welchem jeder Arbeiter und jeder Arbeitgeber allein für sich sorgte, ohne sich um die Ansichten der andern Berufsgenossen zu kümmern.

— Immerhin gibt uns die Tätigkeit der Arbeiter ein gutes Beispiel von der Wirksamkeit der Einigkeit. Vor einigen Jahren, als sich zu den Arbeitervereinigungen noch nur wenig bekannten, hatten sie auch nur wenig Kraft und Bedeutung, während sie heute bald hier, bald da kräftig eingreifen und ganze Industriegebiete beeinflussen.

— Einigkeit ist gut, wenn es sich um eine gute Sache handelt. Wenn es möglich ist, sich zu einer Gesellschaft zusammenzutun und so gemeinsam schwierige Arbeiten auszuführen, so ist es gut und recht, es zu tun. Aber oft geschieht es, daß sich Leute zu einer Gesellschaft organisiert haben, welche besser getan hätten, erst darnach zu trachten, daß sie in ihren Absichten und Ansichten recht einig würden.

— Der eine Arbeiter mag darin mit den andern stimmen, daß er größeren Lohn beansprucht, als er bisher erhielt, aber er kann dabei verschiedener Meinung mit den andern sein inbezug der Streikfrage. Vielleicht ließe er sich das Streiken noch gefallen, wenn nur seine Kameraden nicht so sehr geneigt wären, Gewaltmittel anzuwenden, um zu ihrem Ziel zu gelangen. Dies letztere ist gegen seine Gewissensüberzeugung; aber wenn er zu der betreffenden Vereinigung gehört, so muß er mitmachen. Wenn Streik angesagt ist, muß er streiken; wenn die Mehrheit der Vereinigung dafür ist, ihren Wünschen die Erfüllung mit Gewalt zu erzwingen, dann muß er mitmachen, wenn er nicht als Verräter angesehen werden oder noch Schlimmeres über sich ergehen lassen will.

— Christliche Gemeinschaften, die sich zu verschiedenen Zeiten gebildet haben aus solchen, die ihre bisherige Kirche verließen, weil die Lehre dort nicht rein gehalten und die Gemeindezucht nicht biblisch geübt wurde, suchen jetzt wieder sich mit dieser zu vereinigen aus dem einzigen Grunde, daß Gemeinschaft stark macht. Ja, wenn die Kirche Buße getan hätte und umgekehrt wäre, dann könnten wir diesen Schritt verstehen. Das ist aber bei den meisten nicht der Fall; sondern was dieser Gemeinschaft die Verbündung mit der Kirche, aus der ihre Glieder früher um des Gewissens willen austraten, möglich erscheinen läßt, ist die eigene Gleichgültigkeit gegenüber den früher so hoch gehaltenen Glaubensgrundsätzen. Nicht die frühere geistlich schlafende Kirche hat Buße getan, sondern die junge Gemeinschaft ist umgekehrt und willig, gelten zu lassen, was sie früher als unzulässig erkannt hatte.

— Sollten aber Gemeinschaften, die verschiedene Ansichten haben, darum einander feindlich gegenüber stehen? Durchaus nicht. Allen sollte mit christlicher Liebe entgegengekommen werden. So lehrt die Schrift. Paulus liebte die Juden als seine Brüder nach dem Fleisch und wünschte ihre Bekehrung. Doch Paulus wußte, was ihn von den Juden seiner Zeit trennte, Jesus, und den ließ er nicht fahren, auch nicht um die Gunst der Juden zu gewinnen.

— Präsident Wilson ist immer noch krank, und trotz aller Berichte von Besserung seines Zustandes heißt es, daß er noch lange nicht imstande sein wird, seine Arbeit aufzunehmen. Gerüchte wurden laut, daß er für immer, nicht allein für das Amt eines Präsidenten, sondern auch für weniger wichtige und anstrengende verbraucht sei. Doch darin, scheint es, haben die Urheber dieses Gerüchts sich wohl geirrt, da die Aerzte noch nur von einer wochenlangen, andere von einer monatelangen Unfähigkeit zu seiner gewohnten Arbeit sprechen. Es zeigte aber, daß sein Zustand doch schlimmer war, als man anfänglich zuzugeben willig war. Es scheint, daß man in Washington glaubt, amerikanischen Bürgern müßte man schlimme Nachrichten schonend beibringen.

— Zweimal machte in oder über Scottdale ein Flugzeug sein Erscheinen. Das erste Mal schien es nur zu seinem eigenen Vergnügen die Stadt zu umkreisen und über sie mehreremal hinweg zu fliegen. Das zweite Mal flog es in gerader Linie in süd-südwestlicher Richtung über die Stadt weg. Ob es in beiden Fällen dasselbe Flugzeug war, haben wir nicht erfahren. Es hieß, dasselbe werde jeden Freitag vorbei kommen, aber es ist nicht mehr erschienen, wenigstens hat es hier herum niemand gesehen. Einen regelmäßigen Luftpostverkehr zu beobachten, werden wir also noch nicht Gelegenheit haben, viel weniger noch die Vorteile eines solchen genießen. Doch einen großen Schritt sind wir diesem Ziel jetzt näher als vor ungefähr 10 Jahren, da von einigen behauptet wurde, es werde möglich sein, ein Luftschiff zu bauen, das schwerer als die Luft sei, von andern aber Zweifel an dem Gelingen solcher Versuche ausgesprochen wurden.

— Und ihr seid vollkommen in ihm, welcher ist das Haupt aller Fürstentümer und Obrigkeit. Col. 2, 10. — Möchte das von uns allen gesagt werden können!

— Von Br. A. J. Hübert, Sooriapett, Indien, haben wir wieder einen Bericht in dieser Nummer und ein Bild, welches eine Gruppe Hungerleidender zeigt. Er schreibt dazu noch: „Hier sieht es noch immer recht traurig aus. Bis dahin haben wir sozusagen noch keinen Regen. Alles ist trocken; die Brunnen versagen. Trotzdem wir unsere Brunnen vertieft haben, reicht das Wasser nicht aus und muß noch gefahren werden. Die Aussichten sind recht dunkel. Doch wir wissen: Der Arm des Herrn ist nicht verkürzt, und Er wird helfen, wenn seine Zeit gekommen sein wird. Vielleicht ist sein Kommen sehr nahe. O, daß wir alle bereit sein möchten, ihm zu begegnen!" — Mit Dankbarkeit gegen Gott, unsern Heiland, und gegen die freundlichen Geber, können wir mitteilen, daß wir diese Woche wieder einige Gaben für Indien empfangen haben, die wir sogleich weiter schicken werden. Möge der Herr geben, daß der Not bald ein Ende gesetzt werde, aber auch, daß die Leute nicht ohne die Erkenntnis dessen, was zu ihrem Heil und Frieden dient, aus dieser Prüfung gehen möchten!

Aus Mennonitischen Kreisen.

Corn, Oklahoma, den 13. Oktober. L. Br. Wiens! Wir haben sehr fruchtbare und auch wieder passende Witterung. Ueber eine Woche war das Wetter hier zu naß für die Ackerei und Aussaat des Weizens. Manche Farmer haben schon grüne Getreidefelder. Es grüßt Dich und alle Leser — J. J. Kröker. (Die Bestellungen erhalten, wird besorgt werden. Besten Dank. Ed.)

Chinook, Montana, den 9. Oktober. L. Br. Wiens, Friede zuvor. Ich will Dir berichten, daß ich von hier wegziehe. So bitte ich, halte die Rundschau zurück bis ich Dir schreibe, wohin Du sie senden sollst. Sei noch gegrüßt mit Col. 3, 13. Peter S. Friesen. (Diese Stelle ist für uns alle sehr wichtig. Danke. Es wird die Bestellung besorgt werden. Ed.)

Kleider und Gaben für die Armen in Sibirien. Quittungen.

In meiner letzten Quittung waren die 7 Kisten von der Gem. Beatrice, Neb., nicht erwähnt, weil ich von deren Anwesenheit nichts wußte. Weitere Kisten sind nicht angekommen, doch Geld ist wie folgt geschickt worden:

A. T. Schultz, Avon, S. D.	5.32
Vom Hillsboro Agt. Fracht zurück	5.93
C. B. Wiens, Edr. „Rundschau"	720.00

N. B. Friesen, Jansen Nebr.	25.00
Durch J. W. Tschetter von P. Sperling	20.00
Von Jacob Isaak, Moundr.	25.00
" Gerh. J. Nickel, Hillsboro	25.00
Durch J. W. Wiens, Hillsboro	500.00
Von John Stückle, Montana	7.75
" Isaak Braun, Kirk, Col.	35.00
" A. A. Enß, Peabody, Ks.	10.00
" H. u. Elise Schröder, Pratum, Oregon	5.00
Durch B. H. Friesen von einem Bruder	100.00
" B. H. Friesen von einem Bruder	25.00
" Gustav Enß, Moundridge,	311.00
" Jakob Löwen, Rosengart, Man.,	20.00
" J. F. Siemens, Buhler Kirche Hoffn. Gem.	130.00
" J. F. Siemens, S. Schule	80.00
" D. M. Hofer, Edr. „Wahrheitsfreund"	100.00
" P.P.Penner, Giroux, Man.	537.63
" Gust. Enß, Moundr. Kans.	50.00
Von C. W. Töws, Littlefield, Tex.	10.00
Früher quittiert	559.50
	3,307.13

Ausgaben.

Depeschen u. Cabelgramme	68.05
Verlust an canad. Gelde (Exchange)	16.01
An Br. M. B. Fast nach Wladiwostock	1500.00
Fracht für 83 Kisten auf West Zion	533.46
Fuhrlohn, Strorage, Versicherung, Brokeragegebühren	162.07
Kleinere Ausgaben: Porto usw.	4.40
	2283.99
Kassenbestand am 13. Okt. 1919	1023.14

J. H. Harms,
518 N. 75 St. Seattle, Wash.

Gestorben.

(Ein kurzes Lebensverzeichnis.) Susanna Deckert, geb. Janzen, Tochter von Tobias Janzen, war geboren in Rußland im Dorfe Karolswalde, den 9. September 1843, getauft den 28. März 1858. Sie trat in den Ehestand mit Ludwig Deckert den 29. Mai 1864, und starb bei Marion, Süddakota, den 28. September 1919 im Alter von 76 Jahren und 19 Tagen. Im Ehestande lebte sie über 39 Jahre, im Witwenstande fast 16 Jahre. Mutter ist sie geworden von 10 Kindern, von denen ihr zwei in die Ewigkeit vorangegangen sind. Großmutter ist sie geworden von 37 Enkeln, von denen ihr drei vorangegangen sind.

Ihre Krankheit hat sich angefangen infolge eines Beinbruchs. Sie ist fest krank gewesen über sechs Monate. Ihre Krankheit war zuletzt Wassersucht,, verbunden mit Atemnot. O wie viel hat sie den Herrn angerufen um Kraft und Hilfe, es zu ertragen, und der liebe Vater im Himmel hat sie auch im Glauben und bei vollem Bewußtsein erhalten bis zu ihrem Ende. Wir nun als Kinder und Großkinder wünschen ihr die ewige Ruhe, nach welcher sie sich so sehr gesehnt hat. Wir dürfen also nicht trauern als solche, die keine Hoffnung haben. Der liebe Herr möchte uns Nachgebliebenen allen zu einem seligen Ende verhelfen.

Das Leichenbegängnis fand den 29. September in der Bethesda Kirche statt. Jakob Schartner sprach Worte des Trostes und der Ermahnung am Hause, und die folgenden Prediger und Aelteste sprachen im Gotteshause: J. A. Thießen, D. D. Thiesen, J. P. Unruh, D. D. Engbrecht und Dirk P. Thießen.

Wir Nachgebliebenen danken noch herzlich allen Freunden und Bekannten, die die Mutter besucht haben während ihres Krankenlagers, von denen manche noch mitgeholfen haben, sie zu bedienen. Der liebe Gott wird Euer Vergelter sein: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan." Wir danken auch allen Teilnehmern und für die Trostworte.

A. L. und Eva Deckert.

Todesanzeige.

Unsere Tochter, Frau Jonas Becker, wurde geboren den 21. Januar 1894 und starb den 9. Oktober 1919 abends 9 Uhr 15 Minuten. Sie hat ihr Leben gebracht auf 25 Jahre, 8 Monate und 19 Tage. Im Ehestande gelebt sieben Jahre und sieben Tage. Dieser Ehe sind zwei Kinder entsprossen. Ihre Krankheit war ein Magenkrebs-Gewächs. Diese Krankheit hatte wohl vor anderthalb Jahren ihren Anfang genommen. Der Herr hatte sie schon vorher besonders auf dieses langwierige Leiden vorbereitet, so daß sie eine große Freudigkeit hatte und Sehnsucht nach ihrem Heimgang. Wir müssen auch mit dem Psalmisten ausrufen: Der Herr hat Großes an ihr getan, des sind wir fröhlich.

Daß sie allgemein beliebt war, zeigte die große Teilnahme während ihrer Krankheit. Seit sie nicht mehr selbst ausfahren konnte, ist wohl fast kein Tag vergangen, an dem sie nicht Besuch hatte, an manchen Tagen noch recht viel. Es wurde viel an ihrem Krankenbette gesungen und gebetet, woran sie sich noch selbst beteiligte. Sie wählte oft selbst die Lieder, welche passend und ihr zum Trost geworden waren. Sie hatte früher einen starken und „völligen" Körper, und der Herr hatte ihr dazu noch schöne Geistesgaben gegeben.

Ihr Leiden zu beschreiben, würde zu lang werden; sie mußte sozusagen verhungern. Sie hinterläßt einen betrübten Gatten, zwei kleine Mädchen, eins von drei einhalb und eins von einem halben Jahr, — ihre Eltern, sechs Geschwister und noch viele liebe Freunde und Bekannte, die ihren so frühen Tod betrauern, aber doch ihr von Herzen ihre freudige Hoffnung und die Erlösung von ihrem mit Schmerz geplagten Körper gönnen. Ihr geduldiges Leiden ist wohl manchem eine gute Predigt gewesen. Der Herr hat durch sie ein Seil in unserer Familie geknüpft, uns alle zu sich zu ziehen.

Ihre sterbliche Hülle wurde Sonntag, den 12. Oktober unter großer Beteiligung zur letzten Ruhe gebettet. Der Herr hatte uns einen sehr schönen Tag geschenkt. Folgende Prediger-Brüder dienten mit dem Wort: D. Engbrecht sprach über 2. Kor. 5, 1—10; David Thießen über Offb. 7, 9—17; H. E. Fast von Mountain Lake, Minn., der zu der Zeit gerade hier war, sprach über den 23. Psalm; Jakob Adrian, welcher den Schluß machte und Jacob A. Thießen, der auf dem Friedhof sprach. Dieser las den 126. Psalm, welches ihr Lieblingspsalm war. Verschiedene passende Lieder wurden zwischen den verschiedenen Ansprachen gesungen, von denen sie selbst mehrere verordnet hatte.

Die Beerdigung fand von der Bethesda Kirche aus statt. Wir danken für die Teilnahme in ihrer Krankheit.

Jacob und S. Janzen.
Marion, S. Dakota.

Mission.

Nalgonda, via Nakrakal, Deccan, South India. Aug. 20, 1919.

Lieber Bruder Wiens! Wir haben Deinen Brief mit Check $220.00 erhalten und sagen Dir und den Lesern der Rundschau unsern herzlichsten Dank. Wir freuen uns über die wunderbare Fürsorge mit der der liebe Gott uns bedenkt. Er hat auf einer wunderbaren Weise Herzen willig gemacht uns in dieser schweren Zeit zu helfen. Wir hätten nicht stehen können, wenn keine Hilfe von Außen gekommen wäre. Es sieht hier traurig aus. Die Not steigt, die Leute laufen ohne Essen und, was schlimmer ist, ohne Hoffnung für die Zukunft herum. Der Vorrat der in Indien war, ist verzehrt und die neuen Ernten geben wenig Hoffnung. Wasser ist nicht in die Teiche gekommen, die sind total trocken und dieses meint: keine Reisernte. Die sogenannten „dry crops" sind wenigstens halb vertrocknet. Wenn bald guter Regen kommt, mag eine halbe Ernte davon kommen, das heißt von dem wenigen, das gesät worden ist. Man hatte, um viel säen zu können, weder Saatgetreide noch Arbeitsvieh, und so ist sehr wenig gesät worden. Von diesem Gesäten ist die Hälfte vertrocknet. Dann kann man sich ja leicht denken, was für Aussichten wir hier haben. Uns graut vor der Zukunft, wo wir jetzt schon durch furchtbare Zeiten gehen müssen. Hunger von der einen Seite, Cholera, diese schreckliche Seuche, von der andern Seite. Alles so teuer daß man es nicht bezahlen kann. Was wir früher mit Rs. 50 kauften, müssen wir jetzt mit 200 Rupees bezahlen. Die Not hat uns doppelt so viele Kinder für die Schule aufgedrängt, als wir hatten in den Zeiten, wo alles billig war. Darum sind uns solche Gaben so viel wert. Wir danken den Gebern von ganzem Herzen. Möge Gott einen jeden reichlich im Irdischen wie im Geistlichen segnen, ist unser Gebet, und möge der Euch leiten auch im Geben für sein Reich und für die Notleidenden.

Dankend, Eure Geschwister,

Cornel. u. Martha Unruh.

Sooriapett, Aug. 26. 1919.
Teure Geschwister im Herrn! Friede zum Gruß! Durch Br. J. W. Wiens haben wir von verschiedenen Geschwistern, so wie auch von der Hillsboro Gemeinde vom Missionsfest Geld für Hungernde zugesandt bekommen. Einerseits möchten wir gerne an jeden der Geber persönlich schreiben, denn Br. Wiens hat uns auch die Namen geschickt. (Einige Geschwister sind ungenannt.) Doch Ihr Lieben werdet es auch verstehen, wenn ich sage, daß wir sehr viel Arbeit haben. Eure Gaben haben uns großartig erfreut und wir danken herzlich dafür!

O, liebe Geschwister, wir wünschen, Ihr könntet 'mal eine Stunde mit uns auf unserer Station sein. Ich kann Euch die Lage des Volkes garnicht so beschreiben wie sie eigentlich ist. Elend und Jammer, daß einem das Herz fast brechen will. Von früh bis spät haben wir mit Leuten zu tun die meistens bis zum Skelett abgemagert sind.

Einige Hundert, welche noch etwas arbeiten können, arbeiten im Hof und bekommen dann jeden Abend ihren Tagelohn. Für etwa 150 Personen wird täglich Ganjen (Reisbrühe) gekocht. Außerdem kommen noch eine Anzahl anderer Leute, welche ihre armen Habseligkeiten verkaufen wollen. Da wird gebracht: Bettgestelle, Sicheln, Teller, Trinkgefäße und Stücke Eisen. Holz von den Dächern wird genommen, zerschlagen und verkauft. Ja, Dinge kommen vor, welche wir in den 21 Jahren, wo wir in Indien gewesen, noch nicht erlebt haben.

Sonntag Morgen fanden wir außerhalb des Hofes am Zaune ein Lombady Mädchen. Dieses Kind war Haut und Knochen. Sie war des Nachts gekommen und erwartete sicher Hilfe von uns, aber als wir sie des Morgens fanden, war sie eine Leiche. Armes Kind, wie viel hatte sie gelitten, bis sie endlich vor Hunger sterben mußte!

Eben so fanden wir eines Morgens neben dem Hoftor eine alte Frau, welche auch des Nachts bis dahin gekommen, aber bevor Morgens auch ihrem Elend erlegen war. Als ich eines Tages zum Dorf fuhr, fand ich zwei Personen, welche am Wege gestorben lagen.

Wie ist die Welt doch so ganz anders geworden. Alle Preise sind furchtbar gestiegen, nur eins nicht, der Tod scheint sehr billig geworden zu sein.

Ein bis zum Skelett abgemagerter Knabe kam zum Hospital. Er hatte fünf Wunden an seinem Körper, und alle waren dick voll Maden. Als ich den Knaben fragte, wie er es nur habe aushalten können, weinte er bitterlich und sagte: „Ich habe niemand, der sich meiner annimmt, ihr seid die Ersten, die etwas für mich tun."

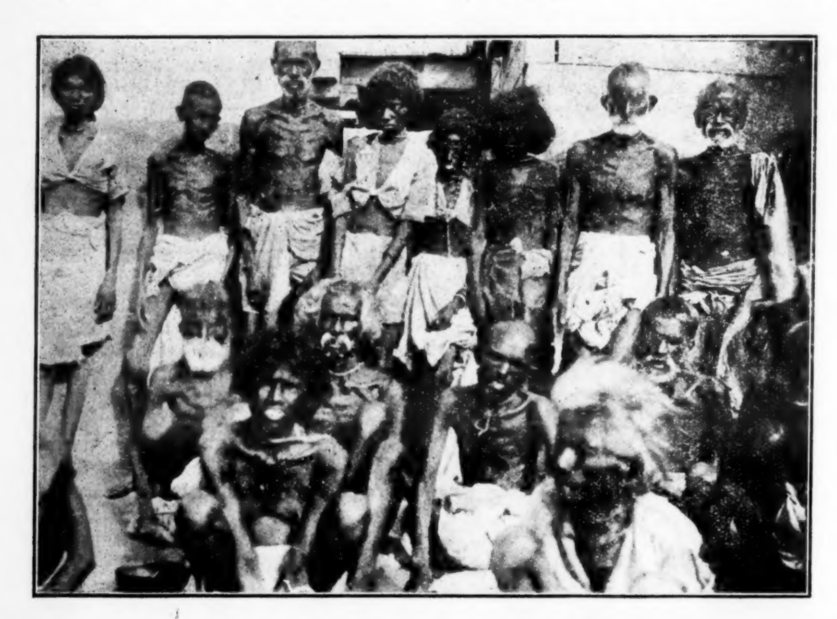
Geschwister, geht's einem nicht durch Mark und Bein, wenn man solches sieht und hört? Ja, fürwahr, wenn der l. Herr uns bei der gegenwärtigen Lage nicht immer neuen Mut und Kraft von oben schenken würde, könnten wir hier nicht auf der Station bleiben.

In Bezug auf das, was der Knabe sagte: „Ihr seid die Ersten, die etwas für mich tun", möchten wir Euch, l. Geschwister, sagen, daß Ihr alle voll und ganz damit eingeschlossen seid, denn zu verschiedenen Malen habt Ihr unsere Hände gestärkt, damit wir hier für Euch Gutes tun können. Gott vergelte es Euch reichlich! Teure Geschwister, gedenkt auch fernerhin in Euren Gebeten Eurer so hart betroffenen indischen Geschwister. Sollte der l. Herr uns mit Euch in diesem Leben noch mal zusammenführen, dann wollen wir uns noch vieles erzählen; wenn nicht, dann sehen wir uns droben beim Herrn.

In inniger Liebe grüßen Eure Geschwister im Herrn

K. und A. G. Hiebert.

Sooriapett, via Nakrakal P. O., Deccan, India.



Tsao Hsien, China, den 4. September 1919. Lieber Editor und Leser! Deinen Brief, l. Br. Wiens, mit der Gabe von $85.00 für des Herrn Werk haben wir richtig erhalten. Wir rufen den lieben Gebern ein „Gott vergelte es" zu. Es ist ein köstliches Vorrecht, in dieser Zeit unser Pfund auf Wucher geben zu dürfen. Wir sind froh, daß durch unser Hiersein und schwaches Wirken auch ihr die Gelegenheit habt, etwas in des Herrn Wechselbank zu tun. Wie töricht ist es doch, diese Gnadenzeit zu versäumen um Schätze zu sammeln für diese Welt, welche doch so oft plötzlich verzehrt werden.

Für uns ist es ein großer Segen zu sehen, wie treu Gott für uns sorgt, daß wir nie in Not gekommen sind. Es ist unser tiefes Verlangen, treu zu sein in diesem so wichtigen Beruf.

Vorige Woche hatten wir unsre halbjährliche Beratung, um wieder etwas zu überlegen wegen der Arbeit im kommenden Herbst. Es ist jetzt sehr schöne Witterung und sonst auch günstig zum Ausgehen. Der Herr segnete uns, daß wir mit allem schnell fertig wurden, daß wir mehr Zeit hatten zum gemeinsamen Gebet und Betrachten des Wortes Gottes. Wir schieden von einander mit dem Bewußtsein, daß wir neu gestärkt und inniger im Herrn verbunden sind wie je.

Die englische Schule hat ja angefangen. So ließen die lieben Geschwister ihre Schulkinder hier. Das ist auch immer etwas schwer, doch ist es ja viel leichter, als wenn sie müßten sonstwo hingeschickt werden um Schulunterricht zu genießen. Wir hatten früher beschlossen, ein Schul- und Kosthaus zu bauen, haben jetzt aber beschlossen, nur ein Schulhaus zu bauen.

Euch herzlich für eure Teilnahme dankend, verbleiben wir Eure im Herrn,

H. C. und Nellie Bartel.

Reisenotizen von Dr. H. J. Brown.

„Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat!" So müssen auch wir ausrufen, denn bis hier hat der Herr wunderbar geführet. Die Frage, welche uns so schwer auf dem Gemüte lag, war ja, wie Maria würde über den großen Ozean zurück nach China kommen. Durch die Operation im letzten Jahr, und durch einen schweren Anfall von der fürchterlichen Influenza geschwächt, hatte sie sich nicht recht erholt, und menschlich geredet war sie noch nicht stark genug für die Reise. Da kam dann noch hinzu, daß sie immer so sehr seekrank wird. Wir beteten ja ernstlich für sie und diese Reiseangelegenheiten. Ich sagte mir auch: „Muß es sein, dann kann ich auch allein gehen und sie bleibt noch ein Jahr daheim." Für mich wäre es ja nicht leicht gewesen, meine Familie daheim zu lassen, aber die Arbeit bedurfte meiner, und ich würde nicht daran denken, daß ich würde meinem Ruf untreu werden. Jesus sagte: „Wer Vater oder Mutter, Weib oder Kind mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert." Für Maria, meine ich, wäre es noch ein größeres Opfer gewesen; und ich hatte großes Bedenken, ob sie wirklich den Segen von solch einer Zeitverlängerung würde genossen ha-

ben. Der letzte Monat vor unserer Abreise von Süddakota war eine ernste Zeit; aber wir konnten unser Anliegen zum Heiland bringen. Auch sind in den Kreisen der Verwandten und Missionsfreunden viele brünstige Gebete für uns zum Trone Gottes emporgestiegen. Als eine erste Erhörung unserer aller Gebete gab der Herr uns Freudigkeit, die Reise im Aufblick zu ihm anzutreten. Das Wort wurde uns besonders köstlich, wo es heißt: Werfet alle eure Sorgen auf ihn; denn er sorget für euch."

Ich muß gestehen, daß ich oft erstaunend dastand, meine Frau bewundernd. Nie wurde sie recht seekrank. Hier und da fühlte der Magen bei allen wohl nicht ganz richtig; aber abgesehen von dem ging alles wunderschön. Nur ein paar Mahlzeiten hat Maria vorgezogen auf dem Verdeck zu nehmen, die übrige Zeit war sie immer mit uns am Tisch. Der Herr hat uns ein sehr ruhiges Meer gegeben, so daß die Pflegedame auf dem Schiff bemerkte, solch eine ruhige Fahrt habe sie in vier Jahren nicht erlebt. Aber er hat auch seine gnädige Hand direkt über Maria gehalten, und ihr physische Kraft verliehen. Wir blicken zurück mit dankerfülltem Herzen. Es hat uns allen den Wert des Gebets aufs neue nahe gelegt. „Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist." Wir danken auch herzlich für eure Gebete.

Nachdem wir sechs Tage gefahren, gelangten wir nach Honolulu, und da unser Schiff von morgens bis vier Uhr dort anhielt, hatten wir Gelegenheit, die Geschwister Löwen zu besuchen. Bruder Löwen, als ein treuer Kansasser, wartete auch schon auf uns mit einem großen Auto. Die Stunden der Freiheit waren in solch freundlicher Gesellschaft der l. Geschwister nur zu schnell verschwunden und wir mußten wieder auf unser Schiff. Die nächste Strecke war bis Jokohama. Am 25. morgens durften wir in den Hafen fahren. Wir machten uns fertig, unser Schiff so früh wie möglich zu verlassen, da es bestimmt war, um vier Uhr abends weiter zu fahren. Der kleine „Jap" hatte sich jedoch verschlafen und wir mußten einige Stunden auf unsern Herrn Arzt und Inspektor warten. Somit war es schon spät, bis wir ans Ufer kamen. Zu unserer Ueberraschung fanden wir Br. W. P. Neufeld, von Reedley, Calif., auf uns warten. Wir waren sehr froh, einen solch frischen, warmen Gruß an unsere Talitha nach K'ai Chow mitnehmen zu können. Gerne hätten wir es gesehen, wenn er sich auch unserer Gesellschaft hinzugesellt hätte; aber da die Angelegenheit der Notlinderung schon so weit in Sibirien vorgeschritten war, mußte Bruder Neufeld eilen, um sich noch Br. M. B. Fast dort anzuschließen. Die Ursache seines hier Verweilens war eine Schwierigkeit im Geldwechsel. Er hatte nämlich sein Reisegeld gleich in San Franzisko in russisches Geld eingewechselt, und die Bank hatte für eintausend Dollar ihm kaum zweihundert Dollar wert in Rubeln gegeben. Wie er dann nach Japan kam und dieser Betrug offenbar wurde, da sandte er durch den russischen Konsul diese Bankanweisung zurück; und muß jetzt auf sein Geld warten. Wir halfen ihm etwas aus, so daß er wenigstens nach Sibirien reisen kann, um mit Br. Fast weiter zu arbeiten. Hoffentlich wird diese Sache sich ordnen lassen, ohne daß er die achthundert Dollar verliert. Dieses sollte andern eine Warnung sein. Wir haben schon so oft betont, das Geld zu uns nach China sollte stets in amerikanischen Bankscheinen (U. S. Bank Drafts) gesandt werden. Diese können entweder Chicago oder New York sein, gerade so ausgestellt, als ob wir in New York oder Chicago uns aufhielten. Wir können solche Bankscheine hier für den höchsten Preis verkaufen. Bitte, merkt euch das.

Nun, wie gesagt, es war uns schade, daß wir Bruder Neufeld jetzt nicht mitnehmen konnten, aber wir hoffen dennoch, daß er bei der Rückreise bei K'ai Chow durchkommen wird, sonst würde der Talitha das Herz wohl gar zu schwer werden.

Wir fuhren am selben Tage um 4 Uhr abends wieder von Jokohama ab. Kobe blieb nun zur Rechten liegen, während wir auf Nagasaki zusteuerten. Da eine Nachricht von einem Sturm vor uns uns erreichte, zog der Kapitän vor, durch den Innern See zu fahren. Dieses bereitete eine große Freude, da erstens nur sehr wenige Leute Liebhaber eines Sturmes sind, und ferner gab uns dieses eine gute Gelegenheit, mehr von Japan zu sehen. Und so viel ist sicher; ein Liebhaber von Naturschönheiten wird nicht bald müde hier die Schöpfermacht Gottes zu bewundern. Da ich letztes Jahr dieselbe Gegend mehr im Einzelnen beschrieben habe, so werde ich dieses Mal davon abstehen. Nur eine Szene muß ich vorführen. Einige Meilen von Nagasaki entfernt, nicht mehr als eine Viertelmeile vom Ufer, liegt eine kleine Insel, weniger als ein Acker im Umfang und von vier- bis fünfhundert Fuß über dem Meeresspiegel. Die Insel ist felsig und doch fast mit Bäumen und kleinerem Grün bedeckt. Hier auf dieser Insel wurden vor Jahren eine Anzahl Missionare vertrieben und dann schmählich umgebracht. Hinter der Insel erhebt sich das Ufer zu einem hohen Berg von etwa eintausend und fünfhundert Fuß, teils mit Naturwald bekleidet, und teils stufenweise mit Reisfeldern bebaut. Unten, dem Ufer entlang, befindet sich ein kleines Dorf, und etwas höher, den Berg hinauf, steht eine große schöne Kirche — vorne der Same des Evangeliums im Märtyrertode, hinten die goldene Frucht! Auch wir gehen aus, den Samen zu streuen. Möchten auch wir willig sein, wenn es sein muß, mit unserm Blute den teuren Samen zu benetzen! Mancher ist durch solch schwere Stunde gegangen und hat ernstlich gefragt: „Warum so?" Für sie kam die Antwort vielleicht nicht gleich, aber wir sehen schon jetzt die köstliche Frucht ihrer Opfer. Sollte das nicht ein Sporn sein, die möglichst größten Opfer zu bringen? Wir mögen dahin scheiden, vielleicht noch in frühen Jahren; aber was wir so getan haben für Jesum und für unsere Mitmenschen und sogar Feinde, das wird bleiben bis in alle Ewigkeit. Der Dichter hat eine köstliche Wahrheit ausgesprochen, wenn er singt: „Nimmer vergeht, was du liebend getan!"

Wir hatten am 28. fast den ganzen Tag in Nagasaki. Es ist ein schöner Platz. Man fährt durch eine schmale Oeffnung von etwa vier- oder fünfhundert Schritten in einen Meeresbusen von einer halben Meile im Durchmesser. Dieser ist von hohem Gebirge umgeben. Unten um das Meer herum liegt die Stadt, jede Straße höher als die vorige. Dann kommen die Gemüse und Reisgärten stufenförmig bis fast auf die höchsten Berge hinauf. Ein schöner Platz und zugleich eine starke Festung.

Es ist Freitag nachmittag. Wir gehen schnell Shanghai zu. Morgen früh sollen wir dort sein. Wird es uns vergönnt sein, unsern Fuß noch einmal auf Chinas Boden zu stellen? Gott weiß es! — Bundesbote.

Aus dem Herold.

(Auszüge aus Briefen unsrer Kinder in Berlin — Ende August und Anfangs September.)

Unsre Tochter, Frau Quiring, schreibt: „Gestern bekamen wir die erste Nachricht mündlich von Süd-Rußland durch den dänischen Konsul von Berdjansk. Seine Reise von dort nahm genau 2 Monate in Anspruch. Als er gegen Ende Juni abreiste, hatte die „Petljura Armee" die Bolschewiki aus der Ukraine vertrieben. Tausende von Kolonisten flohen auf dem Wege dahin in die Hände bolschewistischer Banden. Im ganzen aber seien die Zustände nicht so schrecklich, wie berichtet worden war. Herr E—, der Konsul, sagte, daß Halbstadt nicht zerstört sei, daß jedoch die unbewohnten Häuser geplündert und verwüstet wurden. Die Leute welche während der Besatzung der Bolschewiki blieben, haben wenig verloren. Vieles wurde jedoch von letzteren für ihre Armeen requiriert, und als sie fliehen mußten, schleppten sie alles, dessen sie habhaft werden konnten, besonders Nahrungsmittel und Proviant, mit. Sie suchten bei ihrer Flucht auch die Getreidefelder zu zerstören, welches ihnen jedoch nicht gelang; denn es war alles noch grün (im Juni) und wollte nicht brennen. So wurde durch ein gnädiges Eingreifen das Land vor Hungersnot im kommenden Winter bewahrt, da die Aussichten, wie Herr E — berichtet, für eine reiche Ernte besser seien, als je seit 36 Jahren. Die meisten Felder waren besät worden. Die Landbesitzer hatten die größten Schwierigkeiten bei der Bestellung der Felder zu überwinden; denn Pferde waren nicht vorhanden, und der Arbeitslohn sehr hoch. Nicht selten mußte man dem Arbeiter 500, ja sogar 1000 Rubel die Woche bezahlen. Nur ein Teil der Felder konnte nicht bestellt werden.

Jakob Sudermanns Bruder Heinrich hätte entfliehen können während des Aufruhrs, denn er hatte mit seinen Söhnen bereits den Zug bestiegen. Er verließ ihn aber wieder um etwas Vergessenes von seinem Gut zu holen, während seine Söhne ohne ihn abfuhren. Kaum aber hatte er den nächstfolgenden Zug bestiegen, als er heruntergerissen und ermordet wurde, von

der schreckenerregenden Machnow Bande. Die schlugen ihm den Kopf ab.

Drei Söhne von einem Bruder von David Dyck wurden von der Petljura Armee infolge eines Mißverständnisses erschossen. Man hielt sie für Bolschewiki, weil sie deren rote Insignien zum Schutze gegen sie trugen.

Konsul Herr E— sagte, daß seit die Bolschewiki geflohen sind, die Preise von Nahrungsmittel, obschon genügend vorhanden, sehr hoch seien.

Gestern hatte ich eine Unterredung mit Frau Konsul E—, vormals von Saratow. Sie hatte soeben einen Brief von einer Freundin von dort erhalten, in welchem sie schrieb, daß alle Männer und Frauen zwischen 16 und 35 Jahren in den Dienst der Bolschewiki gezwungen wurden, um Schutzwälle gegen die vor der Stadt liegenden Petljura Mächte aufzuwerfen. Ob die etwas weiter ab wohnenden Mennoniten dieser Schreckensherrschaft entgingen, weiß man nicht.

In Petersburg sollen jedoch die Zustände, sowohl in Beziehung auf Nahrungsmittel, wie auf Gesundheit, nach Herrn E.'s Bericht von Berdjansk, aller Beschreibung spotten. Er hatte einen Brief von dort, in dem mitgeteilt wurde, daß ein Pfund Schinken 200 Rubel, ein Laib Brot von 60 bis 80 Rubel, ein Ei 10 Rubel, und eine Flasche Wein 2500 Rubel koste. Die Stadt sei mit tötlich ansteckenden Krankheiten, infolge von Verstopfung der Abzugskanäle, angefüllt. Indem die Paläste und fürstlichen Wohnungen verlassen und leer stehen, sind im Winter die Röhren für die Wasserleitung und für das Spülsystem (sewerage) gesprengt, und verheerende Krankheiten herrschen infolgedessen. 1000-000,000 Rubel würden nicht hinreichend sein, um die zerstörten Wasser- und Kloakenleitungen wieder herzustellen.

Unter dem Volke herrscht die „glanders," eine von Pferden herstammende, ansteckende Krankheit. In einem Schulhause wo diese Krankheit zum Ausbruch kam, habe man gegen 60 bis 70 Kinder getötet, die davon ergriffen worden waren, um der Krankheit Einhalt zu tun.

Ich möchte hier wiederholen, was wir Euch schon vor einer Woche schrieben bezüglich der Beisteuer für mennonitische Flüchtlinge aus Rußland hier in Deutschland. Ihr Zustand ist höchst traurig.

Unsere Tochter bezieht sich hier auf einen Bericht, in dem unser Schwiegersohn Quiring folgendes schrieb: „Ich möchte dich bitten, dich in Verbindung mit dem „Relief" Komitee der Allgemeinen Konferenz zu setzen, um ihnen die traurige Lage der Russisch-Mennonitischen Flüchtlinge zur Kenntnis zu bringen. Millionäre und ganze Familien unserer Leute kamen hierher wie arme Bettler. Aller ihrer Habe wurden sie beraubt; nur ihr Leben retteten sie. Wenn es dir möglich ist, tue etwas für sie. Sie werden es mit dankbarem Herzen annehmen, und die Mennoniten in Deutschland selbstverständlich mit Freuden übermitteln. Sie sind sehr freigebig in jeder Beziehung und helfen, so viel sie können, aber die Not ist so groß, daß alles nur wie ein Tropfen im Eimer erscheint. Die Sammlung kann an Prediger Neff, Weierhof, gesandt werden."

Teure Gemeinden!

Obige Auszüge schildern die Zustände auch wegen der Flüchtlinge aus Rußland in Deutschland. Hilfe tut Not auch unter diesen, denen wir sicher helfen wollen, denn viele von ihnen sind Verwandte und Glaubensgeschwister. Daß wir immer noch keine Hilfe bringen können unsern Glaubensgeschwistern in Galizien und Rußland durchzieht unsere Herzen mit Wehmut. Ist immer noch unmöglich Reisepässe zu bekommen nach Rußland von unserer Regierung. Warten, geduldig warten trotz der Armut draußen ist uns nötig bis wir helfen können. In Bezug auf Wiederauf-

bauarbeit in Rußland und anderwärts sind unsere Gemeinden geteilter Ansicht, aber nichtsdestoweniger sollten wir nun, da wir in Deutschland anfangen, bald auch in Galizien und Rußland weiter helfen können. Vergeßt die obenerwähnten Flüchtlinge nicht. Unser Kassenführer, Rev. P. P. Hilty, Fortuna, Mo., wird gerne Gelder quittieren für alle Notleidenden aber noch viel lieber an die Betreffenden senden. Gebt im Namen Jesu.

Es haben vielleicht schon Einzelpersonen durch irgend welche Firma Sachen nach Europa gesandt. Wenn das der Fall sein sollte, dann wäre der Schreiber diesen Personen sehr dankbar, wenn sie ihm sofort Adressen zusenden wollten, und wenn sie Nachricht von drüben erhalten, daß die Sachen richtig angekommen sind, dann möchten wir sehr bitten uns das auch zu schreiben und mitzuteilen, wie die Sachen gesandt wurden. Geld wird man besser nicht durch Fremde oder Unbekannte senden. Das kann die Kommission direkt an bekannte Personen drüben senden.

John Lichti, Schreiber.
Deer Creek, Oklahoma,
Oktober 11, 1919.

N. B. Wegen Sendungen von Sachen nach Deutschland wolle man sich an den Schreiber der Kommission wenden.

Gute Gesundheit und guter Verstand.

Ist es nicht merkwürdig, daß die Menschen der größten aller Segnungen — der Gesundheit — so wenig Beachtung schenken?

Erzähle einem Mann, daß sein Haus einen schadhaften Rauchfang habe und daß es sich leicht entzünden und niederbrennen könne, und rasch wird er einen Handwerker bestellen und den Schaden ausbessern lassen. Erzähle ihm aber, daß er seine Nahrung nicht genügend kaut, oder daß Kaffeetrinken und Tabakrauchen schädlich ist, so wird er dich auslachen und sagen, daß es ihm bisher noch nichts geschadet hat und daß er denkt, es würde ihm auch ferner nicht schädlich sein. Die Natur ist manchmal sehr gelinde in der Anwendung ihrer Gesetze, aber es wird eine Zeit kommen, wenn die Strafe für die Uebertretung derselben bezahlt werden muß.

Der Knabe, der sich das Rauchen angewöhnt, mag eine Zeitlang nichts von den schlimmen Folgen fühlen; aber der Tag mag kommen, wenn die zerrütteten Nerven, das glanzlose Auge und das „Tabakherz" ihn nur allzu klar von dem Fehler überzeugen werden, den er begangen hat. Ein Mann, der sich dem Genuß von geistigen Getränken ergibt, mag denken, daß er sich damit nicht schädigt; aber schließlich wird der Tag herannahen, wo er erkennt, was es heißt, einen entzündeten Magen, eine kranke Leber und eine Begierde zu haben, die nicht befriedigt werden kann.

Aber Alkohol und Tabak sind nicht die einzigen Uebel, die man zur Bewahrung der Gesundheit meiden muß. Viele Krankheiten entstehen durch zu rasches Essen, durch Trinken von Kaffee, Milch, Eistee usw. zu den Mahlzeiten; in Eile essen; essen, wenn man aufgeregt, müde oder zornig ist; indem man den Magen mit nutzlosen, unnötigen Kuchen, Puddings oder anderen Nachtischen beschwert; indem man Milch und Zucker zusammen ißt, wodurch Gärung entsteht; oder indem man Milch trinkt, nachdem man saures Obst gegessen hat, wodurch harte Klumpen entstehen; indem man spät Abends oder zwischen den Mahlzeiten ißt. Dies und noch vieles andere wird getan; und wenn dann Schmerzen auftreten — und kommen müssen diese — wundern wir uns, was wohl die Ursache sei.

Diese Dinge sind nicht immer die Folgen von Unwissenheit. Die Leute wissen es wohl besser, aber sie wollen sich nicht die Dinge versagen, die ihren Gaumen kitzeln. Sie trinken vielleicht zu einer Mahlzeit zwei bis drei Gläser Eistee und wissen dabei ganz gut, daß sie nachher den Arzt rufen müssen. Kürzlich hörte ich zwei junge Mädchen sprechen. Die eine sagte: „Ich habe heute nachmittag sieben Gläser Eislimonade getrunken: wie viele hast du?" „O", erwiderte ihre Freundin, „ich habe dich übertroffen, ich habe acht getrunken."

Eiscream (Gefrorenes) und Eislimonade sind nur Gaumenkitzler; sie enthalten nichts, was verbrauchte Gewebe- oder Nervenkraft ersetzt und Kraft verleiht. Wenn junge Mädchen erwarten, von Eiscream (Gefrorenes) einen kräftigen Körper zu erhalten, so werden sie früher oder später ihren Irrtum einsehen. Knaben und Mädchen brauchen genügend gute, gesunde Nahrung, gründlich gekaut, frisches Wasser zwischen den Mahlzeiten, viel Bewegung in frischer Luft mit erhobenem Kopf und gerader Haltung.

Dr. Baker von Philadelphia sagt, daß körperliche Schwäche ein Verbrechen ist, entweder dein eigenes oder das deiner Vorfahren. Das Land braucht heute starke Männer und Frauen; Menschen mit starkem Körperbau, starkem Verstand, gut entwickelten Muskeln, mit frischem, rotem Blut — Menschen, deren Körper so mit Kraft und Energie erfüllt ist, daß die Krankheitskeime sich unwillig abwenden, weil sie bei ihnen keine Brutstätte, keinen Platz zum Vermehren finden. H. F. Evangeliums-Posaune.

Rufe mich an in der Not.

Im Mai des Jahres 1717 war Johannes Mutmann, ein wackerer evangelischer Pfarrer zu Teschen im österreichischen Schlesien, auf einer seelsorgerlichen Rundreise zu den Kranken seiner Gemeinde, zu welcher, meilenweit in der Landschaft umher zerstreut, nicht weniger als 10,000 Seelen gehörten.

Während er auf dem Heimwege war, brach die Nacht herein und verdoppelte die Beschwerden und Gefahren seiner Reise. Der Tauwind schnob mit Ungestüm durch die Felder, vom geschmolzenen Schnee schwollen die Bäche und Flüsse zu bedrohlicher Höhe. Mit steigender Besorgnis erwartete den Pfarrherrn daheim seine Ehegattin. Sie geht voll Unruhe schon lange, unfähig etwas vorzunehmen, in der Stube auf und ab. Sie hebt die Lampe gegen die Wanduhr. Neun Uhr, fünf und zwanzig Minuten, und ihr Mann noch nicht da! Da fällt sie von den bangsten Ahnungen überwältigt, auf die Knie und betete inbrünstig zu Gott um Schutz und Beistand für den Entfernten. Während dessen trabt der Pfarrer von dem Gedanken, daß man zu Hause um ihn sorgen werde, zu immer größeren Eile angetrieben, auf müdem Pferde vorwärts und kommt an den Elsebach. Er findet ihn hoch angeschwollen, doch glaubt er den Durchgang noch wagen zu können; aber bis zur Mitte gelangt, wird sein Pferd vom Strome fortgerissen, Mann und Roß sind nahe daran von den Wellen verschlungen zu werden. Im Augenblicke des Versinkens schickt er noch seine Stimme empor: „Herr Jesu, hilf!" Und der Herr hörte ihn, wie Er auch in tiefem Schlaf den Notruf seiner Jünger hörte, als sie im Sturme Ihn riefen: „Herr, hilf uns, wir verderben!" Seine letzten Kräfte zusammenraffend, arbeitet sich das Pferd des Reisenden glücklich noch an das Ufer.

Es war hier eines nach dem Anderen nach der göttlichen Ordnung geschehen. Zum ersten: „Rufe mich an in der Not!" Zum andern: „So will ich dich erretten;" wie hätte das dritte ausbleiben können: „So sollst du mich preisen!" Mit lautem Jubel aus einem von Dank überströmenden Herzen erscholl, während er weiter ritt, das Lied des Geretteten: „Nun lob, mein Seel, den Herrn!"

Als er heimgekommen und die triefenden Kleider abgelegt, zieht er seine Taschenuhr heraus. Das Wasser war in sie eingedrungen, als er am Versinken war, und hatte sie zum Stehen gebracht. So zeigte sie noch den Moment in welchem zwischen ihm und dem Tode nur ein Schritt gewesen: Neun Uhr fünf und zwanzig Minuten, dieselbe Zeit, in welcher Mutmann's Weib von unerklärlicher Todesangst erschüttert mit Tränen und Flehen vor Gott gerungen hatte!

In Panama-Dschungeln.

Eine sogar für Eingeborne wildfremde Urwaldgegend.

Daß es noch immer vieles gibt, was wir von der Panama-Kanalzone trotz so vieler Beschreibungen n i c h t wissen, daran gemahnen auch wieder Ausführungen des Oberstleutnant Townsend Whelen im „Museum of Natural History". Whelen hat zwei Jahre hintereinander, soweit die tropischen Regenzeiten es gestatteten, mit zwei Kompagnien Infanterie das weite Gebiet der Panama-Dschungeln durchdrungen, von welchem zugestandenermaßen auch für die Wissenschaft 80 Prozent noch völlig dunkeles, d. h. unbekanntes Land sind!

Der gelegentliche Besucher des Kanals — schreibt er u. a. — bekommt niemals etwas von den wirklichen Dschungeln zu sehen; auch die Eingebornen der Nachbarschaft wissen so gut wie nichts von ihnen und fürchten sich, in das Innere einzudringen. Abgesehen von den San Blas-Indianern, welche gewisse Striche unsicher machen und jeden fremden Besucher als Feind betrachten, sind die Dschungeln unbewohnt.

Wenn man sich bis etwa fünf Meilen vom Kanal aus seinen Weg durch dichtverschlungenes Holz von zweitem Wuchs gebahnt hat, dann kommen erst die wirklichen Dschungeln, die wie ein riesiger Wall von üppigem Grün sich erheben. Welch' eine Ueberraschung! Alles ist hier verändert, sogar das Klima selbst. Hier kann man nach Belieben wandern, ohne durch Dornen oder Schlingpflanzen behindert zu werden. Ja, es ist sogar leichter hier zu reisen, als in nordwestlichen Wäldern der Ver. Staaten, besonders da umgestürztes Stammholz nur selten vorkommt. Aus heißem Sonnenbrand der Außenwaldung kommt man in eine kühle und balsamische „Unterwelt".

Allenthalben sind hier die Riesenbäume bis zur Höhe von hundert, ja selbst zweihundert Fuß ohne Aeste; weiterhin aber breiten sie ihr Grün so dicht aus, daß sie den Himmel buchstäblich verbergen. In der Halbdunkelheit wachsen herrliche schlanke Palmen in reichster Fülle und hemmen wohl die Aussicht, doch nicht die Bewegung.

Kaum kann man mehr als 50 Yards weit in irgend einer Richtung durch das träumerische Düster sehen, und in manchen Fällen ist der Ausblick noch beschränkter. Selbst von den Gipfeln der höchsten Berge aus gelangen Forscher nirgends zu einer weiten Aussicht!

Oberst Whelen's Arbeit ist noch keineswegs zum Abschluß gelangt. Seine Expedition drang in die Dschungeln östlich von Colon, von der karibischen Küste bis nach den Quellgewässern des Chagres-Flußsystems, im ganzen mehr als 300 Meilen weit. Oberst Whelen glaubt, daß diese Expedition die erste ihrer Art war. „Außer den paar Einschnitten mit meinem Macheta-Messer," fügt er hinzu, „wird man wahrscheinlich kein Anzeichen dafür finden, daß jemals ein zivilisiertes Wesen in diese Gegend gekommen ist."

Einer der ersten Ströme, auf welche man stieß, war der Fluß Piedras, der östlich von einem der Berggipfel der Cerro-Bruja-Höhenkette entspringt und zu einem der größten Flüsse Panamas wird, ehe er zwischen Colon und Porto Bello das Meer erreicht, aber bis zum heutigen Tag auf keiner Landkarte verzeichnet ist; — seine Mündung wurde mit einer bloßen Lagune verwechselt, als die erste Karten der Küste gezeichnet wurden! Dies ist nicht das einzige Beispiel ähnlicher Art. Hier bietet sich ohne Zweifel noch ein großes jungfräuliches Feld für mannichfache Forschungen, aus denen vielleicht auch wichtige industrielle Unternehmungen mit der Zeit erwachsen werden.

Die Dämpfigkeit der Pferde.

Die Dämpfigkeit kommt häufig bei den Pferden vor. Das Vorhandensein dieses Leidens ist zwar leicht zu erkennen, aber nicht immer im Zustande der Ruhe. Bewegt sich ein Pferd rasch, oder muß es sich sehr anstrengen, so gibt das kurze und sichtlich schwere Atemholen schlagenden Beweis von dem Vorhandensein des Leidens. Die starke Bewegung der Flanken und die Erweiterung der Nüstern fallen sofort in's Auge. Am unteren Teile des Bauches bildet sich eine tiefe Rinne. Gewöhnlich vergeht geraume Zeit, ehe das Pferd nach anstrengender Bewegung zu ruhigem Atem zurückkommt. Ein dämpfiges Pferd legt sich selten und setzt beim Saufen ab, um Luft zu holen.

Häufig ist auch mit der Dämpfigkeit ein Husten verbunden, der meist trocken, zuweilen aber auch feucht, das heißt, mit Auswurf verbunden ist.

Es gibt eine ganze Reihe von Ursachen, auf welche das Vorhandensein der Dämpfigkeit zurückgeführt werden kann. Nicht immer ist es möglich, die Ursache zu bestimmen. In den meisten Fällen dürfte das Füttern von staubigem und schmutzigem Heu die Ursache sein. Uebermäßige Anstrengung im Laufen kann auch Dampf erzeugen. Auch macht er sich als Folge einer starken Erkältung, der Lungenentzündung, der Drüse usw. geltend. Weiter können der Dämpfigkeit organische Fehler zu Grunde liegen, so zum Beispiel zerrissene oder erweiterte Lungenbläschen, Fehler an den Herzklappen usw. Die Verdickung des Herzens mit Fett kann ebenfalls Ursache des Uebels sein.

Die Heilung eines Pferdes, welches an Dämpfigkeit leidet, bietet schon aus dem Grunde große Schwierigkeiten, weil es nicht immer gelingt, die Ursache zu ermitteln. Zur Linderung des Uebels dient in erster Linie die Versorgung des Pferdes mit passendem Futter, dann das Einstellen in einen Stall mit reiner, gesunder Luft, endlich die Verwendung zu einer dem Zustande des Pferdes angemessenen Arbeit.

Man verfüttere Heu und Klee entweder garnicht oder nur in kleinen Massen und sehe besonders darauf, daß genanntes Futter frisch und frei von Staub ist. Grünfutter, Möhren, Kleie und Oelkuchen bilden nebst mäßigen Gaben von Hafer oder, was noch besser ist, von Gerste, das Fütterungsmaterial. Man läßt das Pferd nicht bei vollem Magen arbeiten. Zwischen der Mahlzeit und der Arbeit liege stets ein Zwischenraum von einer Stunde. Auch darf ein dämpfiges Pferd weder schnell getrieben werden, noch sehr anstrengende Arbeit verrichten.

Von den vielen Mitteln, welche gegen dieses hartnäckige Leiden angewendet werden, lasse ich einige folgen:

1. Zwei Eßlöffel voll Teer mit einem Eidotter vermischt, täglich einige Stunden vor dem Morgenfutter als Latwerge auf die Zunge gestrichen.
2. Täglich 1 bis 2 Eßlöffel voll Teeröl (oil of tar) eingeben.
3. Etwas fein pulverisierten Kalk unter das Futter oder das Saufen geben.
4. Zwei und eine halbe Drachmen Balsam Copaiva, 5 Drachmen Terpentinspiritus und 5 Unzen Obstessig. Täglich 1 Eßlöffel voll.
5. Zuweilen wendet man auch Lobelia-Tinctur (tincture of lobelia) mit Erfolg gegen Dämpfigkeit in täglich zwei Gaben von je 8 bis 10 Tropfen an.
6. Als specifisches Mittel gilt jedoch der Arsenik, welcher indessen nur von Tierärzten verabreicht werden sollte.

Böse Saat.

Ein frommer Mann, der von seinem Nachbar angefeindet und böslich verleumdet worden war, erkrankte schwer, und man merkte, daß sein Ende nahe war. Da erwachte des Nachbars Gewissen, er empfand Reue über sein Betragen, besuchte den Kranken und bat um Vergebung. Freundlich ward er empfangen und gerne ihm verziehen. „Aber höre" bat der Kranke, „tu mir den Gefallen und nimm einmal hier das Säcklein — es sind Federn darin — und schüttle es zum Fenster hinaus." Verwundert blickte der Nachbar den Kranken an doch tat er wie gewünscht ward. Durch den Luftzug davongeweht, flogen die Federn nach allen Himmelsrichtungen. „Nun sei so gut," sagte der Kranke nach einer Weile, „und sammle die Federn wieder auf in das Säckchen." — „Welch ein Verlangen!" rief der Nachbar, „das ist ja unmöglich; wie kann man die überall hingewehten Federn wieder zusammensammeln!" „Du hast recht" sprach der Kranke, „ich wollte dir auch nur ein Gleichnis zeigen. Siehe, gleich den Federn sind böse Worte und Verleumdungen. Sie sind leicht ausgestreut und schnell weiterverbreitet, aber es ist unmöglich, das Gesprochene ungesprochen zu machen. Darum soll der Mensch seine Zunge hüten, daß sie nicht sündige, denn auch dafür wird er einst zur Rechenschaft gezogen werden. Zürne nicht, daß ich also mit dir rede, ich möchte dich warnen," schloß der Kranke. — In Frieden schieden nun beide von einander.

Matamoros.

Matamoros, der spanische Märtyrer, lag im Gefängnis. Fern von ihm, in Gefängnissen anderer spanischer Städte, lagen Brüder seines Glaubens eingekerkert, gleichfalls des Verbrechens schuldig und geständig, die Bibel gelesen und verbreitet zu haben. Eines Tages klopft es an die verriegelte Tür: Matamoros, du bist frei! Und was ist sein erstes Wort, als er bei dieser Kunde aufspringt? „Und die anderen?" Er gedenkt der Mitgefangenen; ohne die anderen scheint ihm die Freiheit ein halbes Geschenk. (Kögel.)

Im Tod hat keiner noch gesagt:
Hätt' ich mehr Geld und Gut gehabt!
Doch hätt' ich Gutes mehr getan,
So klagt im Tod fast jedermann.

Die spanischen Brüder.

Von D. Alcock.

Fortsetzung.

„Zehntausend Dukaten!" rief Carlos, der fortwährend in teils ungläubiger, teils nur halb begreifender Verwunderung mit seinen großen, blauen Augen dem Oheim ins Gesicht sah.

„Ja, mein Sohn, das ist ungefähr das geringste. Der Erzbischof in Sevilla hat sechzigtausend jedes Jahr, und noch mehr."

„Zehntausend Dukaten!" wiederholte Carlos wie in ehrfurchtsvollem Flüsterton. „Dafür könnte man ein Schiff kaufen!"

„Ja," meinte Don Manuel sehr angenehm von dem berührt, was ihm als ein Zeichen frühzeitigen Verständnisses für Geldangelegenheiten erschien.

„Und das ist ein vorzüglicher Gedanke von dir, mein Sohn. Ein gutes Schiff nach Westindien verdingt und entsprechend beladen, das brächte dir deine Dukaten wohl durchräuchert* zurück. Denn das Schiff segelt weiter, während du schläfst. Das Sprichwort sagt: Laß den Faulen ein Schiff kaufen oder ein Weib nehmen. Ich merke, daß du ein sehr gescheiter Jüngling bist. Was denkst du denn von der Kirche?"

Carlos war noch zu sehr Kind, um etwas anderes zu antworten als: „Wenn es Euch gefällt, Herr Oheim, so möchte ich es wohl."

So ward mit einer für jene Zeit eher größeren als geringeren Rücksichtnahme auf die Fähigkeiten und Neigungen von Juan und Carlos Alvarez über ihre Zukunft entschieden.

Als die Brüder mit einander allein waren, meinte Juan: „Dolores muß für uns zur heiligen Jungfrau gebetet haben. Carlos. Eine Stelle in der Armee ist gerade, was für mich paßt. Ich verrichte eine große Waffentat wie Alfonso Vives zum Beispiel, der den Herzog von Savoyen gefangen nahm — ich erlange Ruhm und Beförderung, komme dann zurück und bitte meinen Ohm um die Hand seiner Mündel, Donna Beatriz!"

„Ach, und ich — wenn ich in die Kirche trete, kann ich niemals heiraten!" seufzte Carlos betrübt und mit dem leisen Gefühl, daß sein Bruder etwas Gutes haben würde, wovon er für immer ausgeschlossen wäre.

„Natürlich nicht, aber daran wird dir nichts liegen."

„Nicht die Spur," meinte nun der zwölfjährige Knabe vertrauensvoll.. „Ich werde ja dich immer haben, Juan; und das viele Gold, wovon der Onkel sagt, daß es Kirchenleute so schnell verdienen, das spare ich, um unser Schiff zu kaufen!"

„Ich spare auch, damit wir einst zusammen segeln können. Ich bin dann der Kapitän und du, Carlos, wirst der Messepriester."

„Aber ich wundere mich, ob es wahr ist, daß die Priester so schnell reich werden. Der Pfarrer im Dorf muß sehr arm sein, denn Diego sagte mir, daß er den Mantel vom alten Pedro nahm, weil der die Kosten für seiner Frau Begräbnis nicht erschwingen konnte."

„Desto schlechter war's von dem gierigen Geier! Carlos, du und ich, wir haben jeder einen halben Dukaten; laß ihn uns zurück kaufen!"

„Von ganzem Herzen. Es ist schon etwas wert, des alten Mannes Gesicht zu sehen!"

„Der Pfarrer ist eher geizig als arm," sagte Juan. „Aber arm oder nicht, niemand denkt daran, daß du ein Bettelpfarrer werden sollst! Es sind nur gewöhnliche Kerle, die zu Priestern der Kirchspiele auf dem Lande genommen werden. Du bekommst etwas Feineres, sagt mein Onkel, und er muß es wissen, er hat sein Nestchen gut ausgefedert."

„Warum ist er reich, während wir arm sind, Juan? Woher hat er all sein Geld?"

„Das wissen die Heiligen am besten. Er ist bei der Regierung angestellt, ich meine, es ist etwas mit Steuern, was er kauft und wieder verkauft" —

„Sicher, der ist nicht einer, der das Oel mißt, ohne fettige Finger zu bekommen. Wie verschieden von ihm muß unser Vater gewesen sein!"

„Ja," sagte Juan, „s e i n Reichtum, den er mit dem eignen Schwert und der Streitart in seiner braven Rechten erwarb, ist es wert, daß wir ihn hätten."

„Ja, und ihn nur zu sehen, nicht wahr?"

So träumten diese Kinder von der Zukunft: von der Zukunft, die keine Sicherheit bot, außer daß sie ihren Träumen nicht gleichen wird. Nichts war sicher, aber was war nur allzu wahrscheinlich? Daß der tapfre, freimütige Knabe, der nie jemand mit Willen weh tat, der bereit war, seine letzte Münze mit den Armen zu teilen, zu einem Glückssoldaten verhärtet und vertiert würde, wie es jenen ging, welche ganze Stämme von zutraulichen, harmlosen Indianern mordeten, flämischen Städte auf den Grund brannten, mit Grausamkeiten, vor denen noch jetzt das Herz erzittert und das Ohr scheut. Und noch schlimmer — daß das schöne Kind neben ihm, dessen Leben von kindlicher Unschuld, dem echten Tau der Jugend — so strahlend und flüchtig — erglänzt, mit Geist und Seele in ein Erziehungssystem geworfen wird, das nur zu sehr berechnet ist, den Sinn für Wahrheit zu vernichten, das moralische Gefühl zu verderben, natürliche und gesunde Freuden unmöglich, unsittlich und erniedrigende unheimlich leicht und erreichbar zu machen, starken Naturen den Drang nach Macht, schwächeren die Liebe zum Geld, und allen Falschheit, Feigheit und Grausamkeit zu lehren.

Alcala de Henarez.

Selten findet man, daß sieben Jahre in einem Leben kein größeres Ereignis mit sich bringen. Doch mögen sie ereignisreich verfließen oder nicht — die Jahre, in denen Kinder zu Männern heranwachsen, sind jedenfalls wichtig. Drei dieser wichtigen Jahre verbrachten Juan und Carlos Alvarez noch in ihrer Gebirgsheimat, die andern vier auf der Universität von Alcala oder Complutum. Die Universitätsbildung war für den jüngern, der Kirche zugedachten Bruder natürlich unumgänglich. Daß der ältere dies Vorrecht teilen durfte, obwohl er den Kriegerberuf erwählt, lag in den Umständen. Trotzdem sein Vormund, Don Manuel Alvarez ein weltliches, selbstisches Herz besaß, so lebte darin noch eine nicht ganz erloschene Achtung vor dem Andenken des verlornen Bruders, dessen letzte Botschaft an ihn gewesen: Sorge, daß mein Junge gut erzogen werde! Außerdem hätte er den feurigen Jüngling kaum noch die Jahre, welche bis zu seinem Eintritt in die Armee verfließen mußten, in der traurigen Einsamkeit seiner heimatlichen Berge lassen können, mit Diego und Dolores als Gesellschaft und einem Pferd nebst ein paar Jagdhunden als einzigem Vergnügen! Besser, er versuchte es in Alcala und unterhielt sich dort so gut es ging, ohne Verpflichtung zu strengem Studium und mit sonst keiner ihm eingeschärften Pflicht, als der, keine Schulden zu machen.

---

* Mit guten Zinsen.

Er zog aus der Universitätszeit wahren Nutzen, wenn er auch keine akademischen Lorbeeren erwarb, noch einen Grad erlangte. Frater Sebastian hatte ihn Lesen und Schreiben gelehrt und ihn sogar durch die lateinische Grammatik gepreßt, von der er später kaum etwas behalten hatte. Ihn mehr lernen zu lassen hätte nur durch eine damals freilich recht beliebte strenge Methode erreicht werden können, allein diese anzuwenden war Frater Sebastian zu zaghaft, vielleicht zu klug; während es ihm nie in den Sinn kam, den Zögling für seine Aufgaben zu interessieren.

In Alcala aber gewann Juan ein Interesse dafür. Wohl kümmerte er sich nicht um den gewöhnlichen Schulkursus; dagegen fand er in der Collegebibliothek alle Bücher, die es in seiner Muttersprache geschrieben gab, und es war damals die Blütezeit spanischer Litteratur. Er begann mit den auf die Landesgeschichte bezüglichen Gedichten und Romanen und las alles durch: Poesie, Romantik, Geschichte, Wissenschaftliches; nichts wies er zurück, außer etwa Theologie. Mit besonderer Aufmerksamkeit studierte er, was sich auf die neue Welt bezog, wohin er einst zu gehen hoffte. Er besuchte Vorlesungen; eignete sich sogar Latein genug an, um etwas, das er kennen wollte und nur in dieser Sprache haben konnte, zu verstehen.

So hatte er bis gegen das Ende des vierjährigen Aufenthaltes eine Menge teils nützlicher, teils trügerischer Kenntnisse erlangt; besonders die Kunst, sich mündlich und schriftlich im reinsten Castilianisch kräftig, fließend und präzis auszudrücken.

Fortsetzung folgt.

Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Joh. 6, 68. 69.

Niemand ist weise, er sei denn auch gläubig.

Keiner ist ein Christ, als welcher bis ans Ende beharret.

Die Freude am Herrn ist eure Stärke. Neh. 8, 10.

Der Herr bricht ein um Mitternacht,
Jetzt ist noch alles still.
Wohl dem, der nun sich fertig macht
Und ihm begegnen will.